

07.

Die Wahrheit
über *Theodor*.

Zum linguistischen
Prinzip von
Aristoteles'
Metaphertheorie

Aristoteles' Metaphertheorie ist mit befremdlichen Paradoxien belegt. Zwar hat spätestens Paul Ricœur in seinem berühmten Buch *La métaphore vive* aus 1975 den Hauptfehler der metapher-geschichtlichen Literatur identifiziert, nämlich dass Aristoteles zu Unrecht für die sogenannte reduktiv-komparatistische Metaphertheorie verantwortlich gehalten wurde.¹ Dieser Fehler gehe auf eine unberechtigte historische Rückübertragung von Quintilians rhetorisch-normativ inspirierter Definition der Metapher als 'similitudo brevior' (*kürzerer Vergleich*) zurück.² Wie Ricœur in Anlehnung an MacCall bemerkt (ebd.), der Wortlaut von Quintilians Definition könne nicht durch Aristoteles' Formulierungen verschuldet worden sein, die ja das Gegenteil — den Primat der Metaphern vor Vergleichen — behaupten; hätte Quintilians Formulierung 'similitudine brevior' gelautet, so wäre dies dem ursprünglichen Aristotelischen Gedanken gerechter geworden und die Problematik hätte sich nicht auf Vergleiche verlagert.³

Nichtsdestotrotz besteht der eigentliche und weitaus wichtigere Fehler von Aristoteles für Ricœur darin, dass er trotz der klaren, in der *Rhetorik*-Schrift belegbaren Einsicht, dass metaphorische Äußerungen auch auf prädzierende Satzstrukturen übergreifen, die Metaphern vorzugsweise als isolierte, einzelne Ausdrücke bzw. als Einwortmetaphern behandle (ebd.). Deshalb könne diese Theorie nicht den modernen theoretischen Forderungen entsprechen, die auf eine konstitutive Rolle von Metaphern im theoretischen Diskurs über die Wissenschaften hinzielten.⁴ Mit Bedauern stellt Ricœur fest, entgegen seinen Hoffnungen nicht den Weg gefunden zu haben, Aristoteles' Analyse der Metaphorik in die moderne interaktionistische Theorie zu überführen.

Ideenhistorisch ist es keineswegs irrelevant zu erwähnen, dass Ricœurs Enttäuschung über Aristoteles, die die gegenwärtige Metapherdiskussion seit nunmehr sechzig Jahren begleitet, eine

1 Paul Ricœur (1975), insb. 1re Étude, 13–61.

2 Vgl. 'metaphora similitudo brevior', *De institutione oratoria* VI. 6, 8–9. (Nach Ricœur 1975, 35.)

3 Vgl. hierzu die aufschlussreiche und tiefer greifende Polemik von R. Fogelin (1994), der nicht nur darauf hinweist, dass eine Substitutions- und Vergleichstheorie, wie sie in der Regel von interaktionistischen Theoretikern unterstellt wird, sich nicht Aristoteles selbst zuschreiben lasse, sondern auch, dass eine solche Theorie in Wahrheit ein phantomartiges Konstrukt ihrer Kritiker sei.

4 Sieh Black (1962); erweitert und herausgearbeitet in Black (1977).

lange Vorgeschichte hat. Sie gehört inzwischen zum Inventar der metaphorologischen Literatur, ungeachtet dessen ob sie philosophisch, wissenschafts- oder literaturtheoretisch orientiert ist.

Fehlannahmen über Aristoteles' Metaphertheorie

Die besagte Enttäuschung und die auf ihr beruhende Fehlinterpretation von Aristoteles gehen indessen verkanntermaßen auf einen Autor zurück, der neben Ivor Richards und seiner neuen *Philosophie der Rhetorik* als ebenbürtiger Ahn der Revolution in Max Blacks Metaphertheorie gelten sollte, es jedoch nicht ist.⁵ Es geht um den berühmten Dubliner Philologen William Bedell Stanford, dessen wertvolles, literaturhistorisches und -theoretisches Buch kurioserweise in der metaphorologischen Literatur immer im jeweiligen bibliographischen Apparat vorkommt, aber kaum je richtig gewürdigt wird, selbst bei Ricoeur nicht.⁶ Das Buch enthält indessen eine für die gegenwärtige Metaphorologie grundlegende Aristoteles-Kritik, für die der Autor den entscheidenden Anstoß aus dem metaphertheoretischen Ansatz des Hermogenes von Tarsus, eines Rhetorikers aus dem 2. Jh. v. Chr. bezieht.⁷ Stanford nimmt Hermogenes' semantische Definition der Metapher in seine eigene, dynamisch konzipierte Metaphertheorie auf: gegenüber der (vermeintlich) nur lexikalisch, wortbezogen fundierten und logisch-analytisch verfahrenen Metaphertheorie des Aristoteles, orientiert sich die alternative Sicht der Metapher linguistisch am Satz statt am Wort und psychologisch am Phantasievermögen des jeweiligen Produzenten; dabei zielt sie auf eine synthetisch, sich aus zwei Satzrelaten ergebende metaphorische Bedeutungseinheit.⁸

Stanford hat damit den Grundstein für die unter dem Titel 'Interaktionstheorie der Metapher' dominierende, meistens in der Wissenschaftsphilosophie eingesetzte Konzeption bereitgestellt, ohne dass dabei seine eigene theoretische Leistung gebührend anerkannt worden wäre. Stattdessen ist nur eine seiner geschickten Formel — dazu erklärtermaßen die einzige

⁵ Richards (1936), *Philosophy of Rhetoric*.

⁶ Stanford (1936), *Greek Metaphor*.

⁷ Sieh Spengel (1854), *Rhetores Graeci*, Vol. II, Hermogenous 10: Περὶ τροπῆς, S. 254 f.

⁸ Zu Stanfords eigener Metaphertheorie vgl. Stanford (1936), Ch. V. "Modern Theories", § 7, 100–105. Zu Hermogenes als Vorläufer, vgl. Ch. I, § 5, 14–19. [Meine umfassendere Diskussion hier im Kapitel 6.]

metaphorische in seinem ganzen Buch — in das gegenwärtige Diskussionsgut eingegangen, nämlich die berühmte und in der metaphorologischen Literatur immer wieder ausgebeutete Metapher des *Stereoskops*.

Trotz vielfach erhellender Darstellung von Metaphergebrauch und -theorien in der griechischen Literatur von Homer bis in die nacharistotelische Zeit hinein weisen Stanfords Interpretation und Kritik an Aristoteles einen befremdlich wirkenden Mangel auf. Dieser kommt aber erst dann zum Vorschein, wenn man die von ihm bevorzugte Metaphernauffassung des Hermogenes mit Aristoteles' Definition der Metapher näher vergleicht. Einerseits scheint einiges dafür zu sprechen, dass Hermogenes' Definition der *metaphorischen Drehung* (τροπή) sich in Wahrheit nicht nur nicht so radikal von der Aristotelischen Metapherkonzeption unterscheidet, wie Stanford annimmt, sondern von ihr abhängig ist; andererseits scheint gerade die bei Hermogenes vorfindliche Formulierung der Definition einen, allerdings verborgenen, Platonischen Hintergrund von Aristoteles' Metaphertheorie klarer in Vordergrund treten zu lassen als dies nur anhand von Aristoteles' Textmaterial ersichtlich ist. Doch dieser geschichtliche Zusammenhang, der auch für die heutige Diskussion eine systematische Relevanz besitzt, ist bei Stanford ebenso völlig unthematisch (oder unerkannt) geblieben wie seine eigene theoretische Leistung in neueren Metapherdiskussion missachtet wird.

Einem wiederbelebten Interesse an Aristoteles' metaphertheoretischen Überlegungen muss es selbstverständlich schon im Ansatz um viel mehr gehen als nur um Wiedergutmachung einer ideenhistorischen Ungerechtigkeit. Nämlich darum, eine ideengeschichtlich motivierte Wiederlektüre mit theoretischem Interesse einher gehen zu lassen.⁹ Das Interesse des vorliegenden Versuchs ist es zu zeigen, dass Fragen wie die nach dem epistemologischen Charakter der Ähnlichkeit zwischen den metaphorisch verbundenen Gegenständen den Rahmen der reduktiv-komparatistischen rhetorischen Tropentheorie derart sprengen, dass das berüchtigte Aristotelische "Metapherverbot" in der philosophischen Theorie (*Analyt. Post. II. 13, Topik VIII. 3*) anders aufgelöst werden kann als man es in der neueren Literatur trotz ihres wissenschafts- und interpretations-theoretischen

⁹ Sieh neuere Versuche bei Laks (1994) und Fogelin (1994).

Interesses erkannt hat.¹⁰ Eine “konstitutive” Verbindung zwischen Aristoteles’ positiver Metaphertheorie einerseits, die nach allgemeiner Überzeugung auf *Poetik* und *Rhetorik* beschränkt geblieben ist, und seiner systematischen Philosophie, vor allem Logik und Erkenntnistheorie, besteht zwar bei Aristoteles nicht in der Form, wie sie bei Platon in der eigentümlichen Form der Repräsentation von Erkenntnisgehalten durch Analogien und Paradigmen zu finden ist. Nichtsdestoweniger scheint sich Aristoteles’ metatheoretische Einstellung in Richtung auf eine *Erkenntnis erweiternde* und nicht *wissenschaftssystematisch* fundierte Diskursfähigkeit und Verwertbarkeit von Metaphern in der Philosophie deuten zu lassen. Vorab bedarf es jedoch einer sprachsystematischen Grundlagenklärung von Aristoteles’ vermeintlich “bloß linguistischer” Metaphertheorie anhand von relevanten Stellen in seinem Werk.

Namen und Schemata: Ebenen der Sprachanalyse

Der Titel “Aristoteles’ Metaphertheorie” ist notgedrungen mit Vorsicht zu nehmen, beruht doch der unter diesen Ausdruck fallende Inhalt auf wenigen Textpartien der Aristotelischen *Poetik*.¹¹ Dabei gilt die *Poetik* ihrerseits nicht nur als der am schlechtesten überlieferte Text von Aristoteles, “(...) ein Überbleibsel eines Kollegienheftes, das auf aufmerksame und nachprüfende Leser keinerlei Rücksicht zu nehmen brauchte und das oft nur leise Angedeutete der weiteren mündlichen Ausführung überließ”.¹² Diese ernüchternde Erkenntnis über die Textlage der *Poetik* insgesamt, von der die späteren Poetikforscher nicht wesentlich abweichen, sondern sie vielmehr in verschärften Urteilen bestätigen¹³, soll jedoch nicht über den positiven, formalen

¹⁰ Man erkennt nicht hinreichend, wie ich glaube, den Kontext und die implizite Reichweite des besagten Metapherverbots im wissenschaftlichen Diskurs bei Aristoteles. Vgl. neben Ricoeur (1975) auch G.E.R. Lloyd (1987). In seinem Endergebnis leider auch Laks (1994).

¹¹ Vgl. *Poetik*, Kap. 20–22, darunter genauer Kapitel 21, 1457b6–33, insgesamt 27 Zeilen. Die Definition selbst lautet folgendermaßen (1457b7–9): Μεταφορά δὴ ἐστὶν ὀνόματος ἄλλοτρίου ἐπιφορά ἢ ἀπὸ τοῦ γένους ἐπὶ εἶδος ἢ ἀπὸ τοῦ εἶδους ἐπὶ τὸ γένος ἢ κατὰ τὸ ἀνάλογον.

¹² Gudeman (1921), iv.

¹³ Vgl. Fuhrmann (1982), 144: “(...) eine dornige Lektüre”, “Der Gedankengang — eine sonderbare Mischung aus Diszipliniertheit und Willkür”. Ähnlich F. Solmsen (1954), xiii: “somewhat sketchy discussion of style in the *Poetics*”. Lucas (1968), xxv, unter Berufung auf Solmsen: “growing suspicion of the homogeneity of the *Poetics*”, “incoherences and incon-

Aspekt der Schrift hinwegtäuschen, nämlich, dass es sich trotz des Zustands des *Poetik*-Textes um eine Abhandlung mit *systematisch-klärendem* Interesse handelt. Was speziell die Thematik der Metaphern anbelangt, so gewinnt die Unterscheidung zwischen den negativen Aspekten der Text-Überlieferung einerseits und der besonderen Bedeutung des *Poetik-Textes* andererseits in noch höherem Maße an Relevanz. Aristoteles behandelt die Metaphern als besonderen Gegenstand nur noch am Anfang des III. Buches seiner *Rhetorik*; dabei verweist er gerade auf die systematische Behandlung des Themas in der *Poetik* zurück. Nicht nur setzt also die Aristotelische *Rhetorik* in ihrer uns heute bekannten Form die *Poetik* chronologisch und systematisch voraus. Auch die *Poetik* weist ihrerseits, gleichsam zirkulär, auf thematische Zusammenhänge wie Bildung von Gedanken hin, die in die *Rhetorik* hineingehören.

Für diese Problematik ist das 19. Kapitel der *Poetik* von zentraler Bedeutung, das einen Übergang von den in Kap. 17–18 abschließenden Betrachtungen über die Komposition zur Thematik von Ausdrucksform (λέξις) und Gedankeninhalt (διάνοια) bildet, wobei das letztere in eigentümlicher Weise aus der *Poetik* ausgeschlossen und in die Zuständigkeit der *Rhetorik* gewiesen wird.¹⁴ Doch abgesehen von der Problematik eines zirkulären Verhältnisses von Aristoteles' *Poetik* und *Rhetorik*-Schriften, legt die genannte Stelle gleich zu Anfang des 19. *Poetik*-Kapitels ein unerschütterliches Zeugnis davon ab, dass Aristoteles strikt zwischen *systematischen Fragestellungen* einer *Poetik* und denen einer *Rhetorik* unterscheidet, und zwar so, dass die formalsprachlichen Fragen von Teilen und Gebilden der Sprache der *Poetik* zugeteilt werden, während und die der Gedankenbildung hingegen der *Rhetorik* anheimfallen sollen. Daher liefert die systematische Darlegung von Metaphern in *Poetik* 21, die im Wesentlichen nur aus elementaren grammatisch-semantisch-logischen Analysen besteht, nur abstrakte Wesensbestimmungen einer guten

sistencies”, “different layers of composition”. Grundlegend zu dieser Problematik Solmsen (1935), 192–201.

14 Bei dieser folgenreichen Betrachtung ist zwar nicht eindeutig geworden, ob Aristoteles' Formulierung τὰ μὲν οὖν περὶ τὴν διάνοιαν ἐν τοῖς περὶ ῥητορικῆς κείσθω (*Poetik* 19, 1456a34 f.) sich auf *Rhetorik* im allgemeinen oder auf eine von ihm schon bestehende *Rhetorik*-Schrift (ἐν τοῖς περὶ) oder etwa eine erst anvisierte Pragmatie bezieht. Der ganze Kontext, zumal der Zusatz τοῦτο γὰρ ἴδιον μᾶλλον ἐκείνης τῆς μεθόδου, scheint eine *allgemeine* Methodeunterscheidung naheulegen.

metaphorischen Rede (ἀρετὴ λέξεως), die die Voraussetzung für beide Abhandlungen, für die poetische (*Poetik* 22) wie für die rhetorische (*Rhetorik* III. 2–11), abgeben.

Mit anderen Worten, die genannten Abschnitte der *Rhetorik* und *Poetik* stehen gerade aufgrund des ihnen *gemeinsamen* thematischen Bestandteils in einem sachlichen und logischen Verhältnis, das sich als ein progredierender, stufenweiser Aufstieg beschreiben lässt. Es handelt sich dabei genauer um eine mit linguistischer Theorie der Metaphern als Einzelwörter einsetzenden Bewegung in *Poetik* 21 bis hin zu Metaphern in komplexeren Spracheinheiten wie Sätzen und Vergleichen in *Poetik* 22 und *Rhetorik* III, 2–11. Zuzüglich des vorangehenden, rein grammatisch-linguistischen, also sprachdeskriptiven Teils von *Poetik* 20, ist es eine Progression, die zwei verschiedene, aufeinander folgende und aufeinander expliziten Bezug nehmende Ebenen der Sprach- und Diskursanalyse bilden, von denen dem ersteren eine fundierende Rolle anheimfällt.

Der sprachdeskriptive Teil in *Poetik* 20 eignet sich anscheinend umstandslos für eine Lektüre nach dem Modell der linguistischen Ebenen-Analyse im modernen Begriffsverständnis.¹⁵ Aus heutiger Sicht ist bei Aristoteles beachtenswert, dass die sprachlichen Einheiten der jeweils niederen Stufe eine linguistische Aufwertung auf der je höheren Stufe erfahren; so wird die einfachste morphologische Stufe von Lauten/Buchstaben syntaktisch in der Silbe aufgewertet, die Silbe wiederum syntaktisch und semantisch im Wort; das Wort wird, obwohl es auch “an sich” (καθ’ αὐτόν) eine Semantizität besitzt, erst im Satz syntaktisch und semantisch völlig eingelöst. In Bezug auf die Metaphertheorie ist diese Unterscheidung zwischen einer elementaren Wortsemantik und einer Satzsemantik von besonderer Bedeutsamkeit, ja man könnte sagen, dass sie erst in Bezug auf die Metaphern voll bewusst wird.¹⁶

Dieser innere sprachsystematische Zusammenhang zwischen *Rhetorik* und *Poetik* ist in der metaphorologischen Sekundärliteratur über Aristoteles entweder verkannt oder nur verzerrt dargestellt worden. Ein folgenreicher Fall der Verkennung dieses Sachverhalts betrifft die Annahme, dass Aristoteles mit seiner

¹⁵ Sieh Benveniste (1972).

¹⁶ Dazu weiter unten.

Äußerung, die Namen seien Nachahmungen¹⁷,) die Ausdruckseite der Namen in seine Mimesis-Theorie — und damit auch in Platons Sprachtheorie in *Kratylos* — einbezogen wissen wollte.¹⁸ Außer dass schon Platon die Mimesis-Theorie für Sprache im *Kratylos* ironisch ablehnt, verwechselt man schlichtweg zwei bei Aristoteles theoretisch klar unterscheidbare Ebenen der Wortanalyse, eine linguistische und eine poetologische. Man verkennt, dass *Rhetorik* III. 1 thematisch an *Poetik* 19, und nicht an *Poetik* 4, anschließt, so wie *Rhetorik* III. 2–11 die Ausführungen aus *Poetik* 22 weiterführt. Hingegen steht das linguistische Kapitel *Poetik* 20 abseits, aber systematisch begründend zu den beiden Schemata-Pragmatien. Ähnlich sind auch die semantischen Ausführungen in *Peri Hermeneias* (Kap. 1–4) nicht als Reflex der Mimesis-Theorie der Kunst in *Poetik* 4 zu verstehen, sondern nur umgekehrt.

Hieraus lässt sich ersehen, dass selbst wenn Aristoteles bei seiner Definition der Metaphern in der *Poetik* dieses Phänomen “atomistisch” herangegangen wäre, geht er hingegen in der *Rhetorik* prinzipiell von der Satzebene aus, d.h. von komplexen Sprach- und Gedankengebilden, die sich allen Sprechern in alltäglichen Gesprächssituationen eignen, wie es nachdrücklich heißt.¹⁹ Diesen Gebilden sind gerade auch alltägliche metaphorische Äußerungen prädikativen Typs zuzuordnen. Die Verkennung dieses Zusammenhangs hängt jedoch eher damit zusammen, dass ein wesentliches Merkmal der Aristotelischen Metaphertheorie nicht allgemein bewusst geworden zu sein scheint. Es ist dies der doppelte Charakter der systematisch-deskriptiven Progression zwischen den beiden thematischen Ebenen. Die eine umfasst die Elemente der Sprache (*Poetik* 20), die andere wiederum Bestandteile der Rede (*Poetik* 22, *Rhetorik* III, 2–11), Andererseits geht es um eine dynamische Progression zwischen den Redeformen auf der Diskursebene (Einwortmetapher, Satzmetapher, Vergleiche, Rätsel). Wie noch genauer zu zeigen sein wird, auch einzelne Metaphern gehören ebenso wie Sätze in die Analytik des Diskurses hinein, und nicht primär (oder überhaupt nicht) in die Sprachsystematik. Das heißt, die elementarere und zugleich

¹⁷ *Rhetorik* III. 1. 1404a21: τὰ γὰρ ὀνόματα μιμήματά ἐστιν.

¹⁸ Vgl. Sieveke (1980), 280 (Anm. 155).

¹⁹ Vgl. *Rhet.* III, 1404b26–34: ὄντων δ' ὀνομάτων καὶ ῥημάτων ἐξ ὧν ὁ λόγος συνέστηκεν... τὸ δὲ κύριον καὶ τὸ οἰκείον καὶ μεταφορὰ μόνα χρήσιμα πρὸς τὴν τῶν ψιλῶν λόγων λέξιν. σημεῖν δ' ὅτι τούτοις μόνοις πάντες χρώνται· πάντες γὰρ μεταφοραῖς διαλέγονται (...)

allgemeinere Theorie der sprachlichen Einheiten (μέρη λέξεως) gilt als unterschieden einerseits von der Theorie der Redefiguren (σχήματα λέξεως), andererseits von der Thematik der “Gedankenbildung” und des “sprachlichen Handelns”, sei es innerhalb der fiktionalen Welt der Kunstwerke, sei es in der realen Welt der Alltagspraxis (*Poetik* 19 und *Rhetorik* III, 1). Die “aretologische” Anwendung der beiden Sprachanalysen, der grammatischen einerseits und der stilistisch-pragmatischen andererseits, auf *Rhetorik* III, enthält ihrerseits eine höhere Stufe satzgrammatischer, weil *dianoetisch-systematisch unterbauter Vollendung*, die in der *Poetik* 22 selbst nicht so vorhanden ist, anscheinend weil Aristoteles die sogenannte dianoetische Seite aus der *Poetik* (Kap. 19) ausdrücklich ausscheiden lässt: *dianoetische* Gedankenführungen seien weniger der poetischen als der rhetorischen “Methode” eigen (*Poetik* 19, 1456a34ff).

Für diese befremdlich wirkende Annahme bietet Aristoteles eine Begründung an, die die Annahme selbst geradezu aufzuheben scheint. Mit der Annahme kann selbstverständlich nicht gemeint sein, dass die Sprache der Dichtung, weil sie keine philosophisch wahren Sätze enthalte, keine gedanklichen Inhalte aufzuweisen hätte. Vielmehr muss man bedenken, dass Aristoteles bei der hier relevanten Unterscheidung zwischen *lexis* und *dianoia* ein formales Kriterium für die *lexis* und ein inhaltliches Kriterium für *dianoia* im Auge hat. Zum einen ist die *dianoia* die Fähigkeit, Gedanken zu fassen, die, wie in politischen und rhetorischen Aussageweisen, dem Gegenstand angemessen sind.²⁰ Der Begriff *dianoia* hat also eindeutig einen reduzierten Umfang. Zugleich enthalten sowohl die epischen Erzählungen wie auch die dialogischen Vortragsweisen in den Tragödien neben Bitten, Befehlen, Anrufungen und Verwünschungen auch behauptende Sätze, die zumindest innerhalb der jeweils erzählten Welt den Wahrheitskriterien unterliegen. Denn Gedanken werden auch in der *Poetik* als dasjenige bestimmt, “womit die Sprechenden etwas beweisen und ihr Wissen zeigen”.²¹ Zum anderen greifen die Stilfiguren

20 *Poetik* 6, 1450b4 ff.: τρίτον δὲ ἡ διάνοια· τοῦτο δὲ ἐστὶν τὸ λέγειν δύνασθαι τὰ ἐνόητα καὶ τὰ ἀρμοττόντα ὅπερ ἐπὶ τῶν λόγων τῆς πολιτικῆς καὶ ῥητητορικῆς ἔργον ἐστίν.

21 Vgl. 1450a6 ff.: διάνοια δέ, ἐν ὅσοις λέγοντες ἀποδεικνύασιν τι ἢ καὶ ἀποφαίνονται γνώμην. Vgl. auch die gleiche, noch genereller anmutende Formulierung über *dianoia*, insofern sie von Charakteren als dramatischen Darstellungsmitteln unterschieden ist, 1450b11: διάνοια δὲ ἐν οἷς ἀποδεικνύουσι τι ὡς ἐστὶν ἢ ὡς οὐκ ἐστὶν ἢ καθόλου τι ἀποφαίνονται.

(Formen der *lexis*) über die Grenzen des poetischen, rhetorischen und politischen Diskurses hinaus auf andere, nicht-fiktionale Formen des Wissens (*Poetik* 22, *Rhetorik* III, *Topik*, *Analytik*). Daher ist die etwas verwirrende Unterscheidung zwischen *lexis* und *dianoia* sowie die Ausschaltung der letzteren aus der poetologischen Pragmatie nur bedingtermaßen gültig, weil sie von verschiedenen Kriterien abhängig ist. Was die *Poetik* angeht, gehört die *dianoia* in die innere Welt handelnder Personen hinein. Was hingegen einen Theoretiker am poetischen Werk zu interessieren hat, sind ihre autonomen, eigensten Elemente — diejenigen der *lexis* im Sinne von Rede.

Andererseits lässt sich Aristoteles' Einschränkung des Interesses an der *dianoia* in der poetologischen Pragmatie auch durch die in den einleitenden Kapiteln der *Poetik* thematisierten formalen — nämlich metrischen — Gründe erklären. Solche Gründe sind für verschiedene Gattungen der damals bestehenden Dichtkunst (Lyrik, Epos, Tragödie, Komödie, den sogenannten halb-dramatischen Dithyramben) charakteristisch und in höherem Maße wesensbestimmend als die pragmatisch-logischen Regeln der Gedankenbildung durch Sätze. In der Dichtung entscheiden über die Satzbildung die für die jeweilige natürliche Sprache geltenden Gesetze der Metrik, Euphonie u.ä., d.h. die der Poesie immanenten Elemente.²² Für diese gelten nicht die Forderungen der erkenntnismäßigen, pragmatischen und logischen Adäquation; sie sind für Aristoteles bei allen Menschen gleich und werden zu inhaltlichen Trägern von komplexeren Aussageformen — sowohl den poetischen und rhetorischen wie auch behauptenden.²³

Somit hat *dianoia* ebenso eine engere, genre-spezifischere wie auch eine weitere, genre-übergreifende Definition. Aber dasselbe gilt auch von der *lexis* (s. weiter unten).

²² So wird "diese Lexis" (d.h. die poetische) zunächst formal als "Synthesis der Meter" bestimmt (vgl. *Poetik* 1449b34ff.: λέγω δὲ λέξιν μὲν ἀν αὐτὴν τὴν τῶν μέτρων σύνθεσιν), dann aber, im selben Kapitel, definitorisch bzw. begrifflich festgelegt als διὰ τὴν ὀνομασίαν ἐρμηνείαν (1450b14). Die Allgemeinheit dieser Bestimmung bestätigt Aristoteles durch die Anmerkung, dass diese Definition ebenso für die metrische wie für die ungebundene *lexis* gelte, denn in beiden Fällen habe es dieselbe Leistung (ὁ καὶ ἐπὶ τῶν ἐμμέτρων καὶ ἐπὶ τῶν λόγων ἔχει τὴν αὐτὴν δύναμιν, ebd.). Auf diese bemerkenswerte Definition der *lexis* als *hermeneia* werde ich später zu sprechen kommen (s. unten Abschn. IV). Doch schon hier ist zu beachten, dass Aristoteles weder die poetische noch die allgemeine *lexis* über den Mimesis-Begriff definiert.

²³ Vgl. *Poetik* 19, 1456b11 σχήματα τῆς λέξεως, darunter: Befehl, Bitte, Dro-

Zugespißt gesagt, weil Sätze in der Dichtung metrischen Zwängen unterliegen, entziehen die letzteren der *dianoia* die Macht über die logos-hafte Verknüpfung von Wörtern, aus denen sie jeweils bestehen. Deshalb können sie oft in einer völlig anderen Reihenfolge vorkommen als in der nicht-metrisch gebundenen Redeweise. In Versen fallen die Wörter als Bestandteile der Sätze in die Zuständigkeit einer formgebenden Macht, die in ihrer sinnstiftenden Ordnung satzübergreifend ist.²⁴

Dasselbe ist auch für den Gebrauch von metaphorischen Ausdrucksformen in der Dichtung zu erwarten. Weil die Dichtung generell weniger prädikative, d.h. dianoetische Aussageformen verwendet (vom Typ ‘S ist p’), sind auch Fälle mit prädikativ gebauten metaphorischen Äußerungen (vom Typ ‘S ist p_{met}’) entsprechend seltener als attributive und substitutive Verwendungsformen. Gerade deshalb werden die Metaphern in der *Poetik*-Schrift speziell nur noch einmal erwähnt im Zusammenhang der im Kap. 25 (1460b6 ff.) behandelten “Probleme und Lösungen” zur Frage nach Richtigkeit und Angemessenheit der Darstellung durch sprachliche Mittel wie “Glossen, Metaphern und sonstige Wandlungen der Rede“ (b12).

Dafür dass die Metaphern innerhalb der *Poetik* einen allgemein-systematischen Stellenwert haben, und nicht als im poetischen Diskurs aufgehend verstanden werden, spricht schon der Umstand, dass die weiterführende Behandlung der Metaphern im III. Buch der *Rhetorik* (Kap. 2–11), einschließlich des einführenden Kapitels 1, das an *Poetik* 19 anknüpft, keine der *Poetik* 21 entsprechende oder nur annähernd vergleichbare sprachlich-formale Erklärung von Metaphern enthält. Sie greift nur die in der *Poetik* 22 behandelten Aspekte wie Wohlgeratenheit und Richtigkeit der figürlichen bzw. “befremdlichen“ Redeweise (ξενικός λόγος) auf. Im übrigen nimmt Aristoteles in diesen Partien der *Rhetorik*, die für die antike Tradition ein eigenständiges Buch unter dem Titel Περὶ λέξεως

hung, Frage, aber auch Antwort und Bericht als “behauptende” Aussage. Man sieht also, dass zu den Schemata auch wörtliche Sprachverwendungen gehören, die sich gleichermaßen wie die figurativen aus abstrakten Sprach-Einheiten (pauschal und homonym ὀνόματα genannt) zusammensetzen.

²⁴ Hierzu gehören Beispiele aus Homer wie βαίω κατὰ anstatt (wie später üblich) καταβαίω, aber auch Aristoteles’ Verteidigung der angeblichen “Illogizität” des Anfangsverses der *Ilias* gegen die Kritik von Protagoras, der darin eine Verwechslung von Bitte und Befehl angeprangert haben soll (*Poetik* 19, 1456b15ff.).

dargestellt zu haben scheinen²⁵, ausdrücklich Bezug auf die vorgängige Elementaranalyse der stilistischen Redeformen der *Poetik*; da führt er die metaphorologische Thematik nunmehr auf einer höheren sprachlichen Ebene aus, die sich erst im nachhinein als eine wesentlich dianoetisch strukturierte erweist (nämlich als die der präzisierenden Aussage). So lässt die Behandlung der ἀρετῆ λέξεως in den Anfangspartien der *Rhetorik* III erkennen, dass Aristoteles die systematische, formal-sprachliche und semantisch-logische Grundlage seiner Metaphertheorie aus der *Poetik* um eine neue Dimension erweitert. Dies wird zunächst daran erkennbar, dass die in *Poetik* 22 nur angesprochene Nähe zwischen Metaphern und Rätseln erst hier logisch-semantisch erklärt wird (1405a37). Andererseits führt er diese neue Satzebene der Analyse dadurch ein, dass die Metaphern nunmehr nachdrücklich (1410b17–20) auf eine ebenso linguistisch-semantisch wie epistemologisch anvisierte Nähe zu Vergleichen hin expliziert werden, und doch werden sie nicht auf diese reduziert. Es ist jedoch bemerkenswert, dass diese beiden letztgenannten, paradox anmutenden Punkte in der *Poetik* vollends fehlen.

Dafür dass dies von systematischer Relevanz sein könnte, spricht die nunmehr immer offensichtlicher werdende Tatsache, dass der vorfindlichen Einbettung von Aristoteles' Metapherabhandlung in die Thematik der Tragödie (*Poetik*, Kap. 6–22) bzw. in die allgemeinere Thematik der Richtigkeit der künstlerischen Darstellung von "wirklich-seienden, scheinenden und sein-sollenden" Inhalten (vgl. *Poetik* 25) eine systematische Verortung der Metaphertheorie in den Sprachanalysen der *Poetik*-Kapitel 19–22, insbesondere der mittleren Kapitel 20–21, vorausgeht. Dabei kommt dem elementen-analytischen Kapitel 20 der *Poetik* ein zentraler sprachsystematischer Stellenwert zu, der über die poetologische Pragmatie hinausgreift und erst als ein übergreifender Sachzusammenhang einen besseren Aufschluss über die systematische Funktionalität seiner aktuellen Einbettung zu versprechen scheint.²⁶ Der oft erhobene Vorwurf, dass die

²⁵ Vgl. Lucas (1968), 207 (ad c. 22); ein Buchtitel, der auch Theophrast zugeschrieben wird.

²⁶ Zur Verwunderung der Philologen über die "unverständliche" Behandlung von "derartig scheinbar kleinen Dingen in der *Poetik*" vgl. klärend Gudeman (1921), 84. Ein systematischer Vergleich dieser Partien findet sich dagegen bei Montanari (1984/1988). Vgl. ferner auch *Peri hermeneias*, übersetzt und erläutert von Hermann Weidemann (1994), insb. Anmerkungen: Kap. 1–4, S. 133–192, allerdings verhalten und nicht sehr klärend

Grammatik bei Aristoteles von der Logik überladen und erst in der hellenistischen Philosophie zu einer eigenständigen Pragmatie geworden sei, ist hier ohne Relevanz. Aristoteles' Forschungen zur "Grammatik" verdanken sich, ähnlich wie bei Platon, einem prinzipien-philosophisch fundierten Interesse an der Sprache, das zugleich die beiden Aspekte, den formalen und den semantischen, zusammenschaut und sie nur bedingt — dann jeweils immer kontextbezogen — auseinanderhält. Diese eigenartige, in sich differenzierte Synthetizität von Aristoteles' Zugangsweise zur Sprache ist zugegebenermaßen "archaischer" als die spätere, strikt analytische Trennung zwischen "reiner" Grammatik und Logik. Doch die synthetische Verstehensweise der Sprache entspricht offensichtlich nicht nur den älteren Stufen des menschlichen Wissens, sondern auch unserer spontanen, natürlichen Einstellung zur Sprache, nämlich dass sie immer auch "etwas beinhaltet".²⁷

Diese Einbettung der Metapherabhandlung in einen sprach-systematischen Rahmen nimmt sich im Vergleich zum tragisch-poetologischen Zusammenhang der *Poetik*-Abhandlung einerseits weiter aus, weil sie inhaltlich auf die generelle Sprachthematik eingeht. Andererseits aber scheint sie enger zu sein, weil die hier besprochenen elementaren Spracheinheiten ihrerseits auch ein spezielles, von anderen Bereichen der Sprachuntersuchung unterschiedenes Feld darstellen, nämlich das der *lexis* als eines auf *dianoia* bezogenen, aber klar unterschiedenen Teils des Logos. Sie werden dann speziell auf *dichterisch* effiziente Sprachfiguren bezogen, unter denen die Metaphern bekanntlich zwar den "besten", aber immerhin nur einen Fall darstellen.²⁸

Umso befremdlicher erscheint der Umstand, dass heutige Metaphertheoretiker fast einmütig übersehen, dass jene hohe Wertschätzung von Metaphern in Aristoteles' poetologischer (und rhetorik-theoretischem) Pragmatie auf einer vorgängigen, die Metaphern selbst scheinbar *herabwürdigenden* Deskription der Sprache nach ihren Bestandteilen fußt. Diese verleiht seiner

bezüglich der Querverweise auf *Poetik* 20. Dass Aristoteles' linguistische Beobachtungen an die älteren sophistischen grammatologischen Leistungen anknüpfen, sie aber terminologisch und sachlich wesentlich weiterführen, vgl. Gudeman (1912), RE vii, 1780.

²⁷ Vgl. hierzu die besonders erhellende Diskussion über die sogenannte *conduit-metaphor* bei Michael Reddy (1979).

²⁸ Vgl. Poet. 1459a5 ff.: πολὺ δὲ μέγιστον τὸ μεταφορικόν. μόνον γὰρ τοῦτο οὐδὲ παρ' ἄλλου ἔστι λαβεῖν εὐφύϊας τε σημειῖόν ἐστι.

Metaphertheorie einen *allgemeineren* systematischen Stellenwert als dies Aristoteles' expliziten Ausführungen zu Metaphern in der *Poetik* zu entnehmen wäre. Das ist aber auf den vorhin erwähnten Umstand zurückzuführen, dass das *Poetik*-Büchlein im 19. Kapitel eine elementare bzw. elemententheoretisch fundierte grammatische Sprachanalyse enthält, wie sie an keiner anderen Stelle des *Opus Aristotelicum* zu finden ist. In ihrer vorfindlichen Gestalt geht sie chronologisch und noch eher systematisch den vier grammatisch-linguistischen Anfangskapiteln von *Peri hermeneias* (1–4) voraus.²⁹ Die in der *Poetik* 20 enthaltene elementarere Sprachanalyse unterläuft nämlich die in *Peri hermeneias* vorfindliche Ausgangslage und begründet sie systematisch. Hier geht Aristoteles von der mittleren Sprachstufe der Nominal- und Verbalausdrücke aus, indem er ihre schon in *Poetik* 20 formal erhobene bedeutungstragende Funktion neu sachlich erklärt (*Peri Herm.*, Kap. 1), um anschließend (Kap. 2–4) seinen Blick zunächst auf den Satz im allgemeinen auszurichten, der dem Endergebnis von *Poetik* 20 zufolge, das syntaktisch und semantisch höchste (bzw. komplexeste) Element der Sprachanalyse ist. Als ein neues und eigentliches Thema der *Hermeneia*-Pragmatik kommt jetzt der Satz als Wahrheitswert tragende Einheit der Sprache (λόγος ἀποφαντικός) zur Geltung.

Damit ist nicht gesagt, dass die *Poetik* 20 und *Peri hermeneias* 1–4, bzw. die in ihnen enthaltenen linguistischen Abschnitte, in einem zeitlich-linearen Progressionskontinuum zueinander stehen, und es geht im gegenwärtigen Zusammenhang nicht darum, die ohnehin schwierigen Spezialfragen zur historischen Echtheit der Anordnung einzelner *Poetik*-Kapitel neu zu behandeln. Als ein besonders beachtenswertes, wenn auch nicht unumstrittenes Merkmal der Aristotelischen Vorgehensweise gilt, dass er nicht — oder zumindest muss man dies nicht voraussetzen — von vorab fixierten formalen Prinzipien oder Gesetzen des Denkens ausgeht, die sich im “Organon” programmatisch versammelt finden und gleichsam als neutrales, theorieunabhängiges Denkmittel gelten müssten.³⁰ Vielmehr ist einer solchen, längst eingebürgerten, doch überholten Auffassung zusätzlich entgegenzuhalten — und das lässt sich gerade auch an der *Poetik* gut belegen —, dass Aristoteles in der Regel von einer speziellen, konkreten Problematik

²⁹ Vgl. hierzu die Diskussion in Lucas (1968) und Weidemann (1994), Anm. 25.

³⁰ Vgl. die Diskussion bei Weidemann (1994), Einleitung 2: “Die Eigenart der Aristotelischen Schriften und das sogenannte ‘Organon’”, 61ff.

ausgeht und dabei zwecks ihrer vertieften Behandlung immer auf systematische, d.h. elementare und zugleich allgemeinere Fragestellungen (Prinzipien) eingeht. So findet man auch in der *Poetik* einen solchen abstrakteren Teil relativ spät in der Anordnung des Textes (Kap. 19–20). Er steht jedoch gerade dort, wo dies für die nachfolgenden Ausführungen aus sachlichen Gründen erforderlich erscheint.³¹

Metapher als Wort und Aussage

Der besondere, über die poetologische Pragmatie hinaus greifende Charakter des *sprachtheoretischen* Exkurses in *Poetik* 20 ist nicht unerkant geblieben.³² Dabei hat sich das Interesse der Forschung auf drei Aspekte der Thematik verteilt, die mehr oder weniger ineinander greifen. Zum einen auf den grammatisch-deskriptiven Aspekt, der seinerseits in der Entwicklungsgeschichte der grammatischen Kategorien beachtet wird³³, zum anderen auf einen wort-semantischen und einen logischen Aspekt von Aristoteles' Sprachtheorie.³⁴ Der erstere Aspekt hängt mit der sogenannten Abbildungstheorie in *Peri herm.* 1 und *De an.* II. 3–8, der zweite und dritte jeweils mit Aristoteles' Referenz- bzw. wahrheitsorientierten Betrachtungen in der *Kategorien*-Schrift bzw. *Peri herm.* 5–14 zusammen.

Diese drei Aspekte der Aristotelischen Sprachtheorie scheinen im größeren Maße miteinander verschränkt zu sein als man gemeinhin annimmt. Die hierzu fraglichen Passagen des Aristotelischen Schriftwerks (*Poet.* 20, *Peri herm.* 1) behandeln zwar nur teilweise dieselbe, jedoch stufenweise progredierende Thematik. Die zwei Schriften verhalten sich zueinander so, dass Aristoteles in *Poet.* 20 von der sog. φωνὴ ἀδιάρητος (unzerlegbarer Laut) als der elementarsten Stufe der menschlichen Sprache (στοιχεῖον τῆς

31 Die *lexis* ist der vierte von den in *Poetik* 6 unterschiedenen Teilaspekten der Tragödie. In dieser Hinsicht ist die Anordnung dieses *Poetik*-Buches mit der entsprechenden Problematik der *Nikomachischen Ethik* VI (Einteilung und Theorie der Wissenschaften) und der *Metaphysik* IV (der Begriffskatalog mit "fokal" strukturierten Wortklärungen) zu vergleichen, wobei die erstere einen weiteren systematischen Hintergrund liefert und die zweitere der Erarbeitung eines Zugangs zu der *Ersten Philosophie* zuhulfe kommt.

32 Vgl. Gudeman (1921) und (1912).

33 Vgl. hierzu den systematisch-historischen Überblick bei E. Coseriu (1975), Bd. 1.

34 Vgl. in dieser Richtung di Cesare (1981), in Anlehnung an Coseriu (1975).

λέξεως) ausgeht und diese auf acht bzw. sieben morphologische Stufen anlegt: (1) Laut bzw. Buchstabe, (2) Silbe, (3) Bindewort, (4) Artikel, (5) Nennwort und Zeitwort, (6) Beugung (Flexionsformen), (7) Satz.³⁵ In *Peri herm.* setzt er hingegen, nach einer allgemeinen bedeutungstheoretischen Betrachtung im einführenden ersten Abschnitt, bei der fünften Stufe des Nomens (*Peri herm.* 2) an und beschreibt dann näher den λόγος ἀποφαντικός (behauptender Satz), der zwar eine Untergattung des Satzes neben anderen ausmacht, aber das eigentliche Ziel der anvisierten Pragmatie ist. Die übrigen Satzarten wie Bitten, Befehle etc. (*Peri Herm.*, Kap. 4, 17a) werden bekanntlich an die *Poetik* und *Rhetorik* zurück verwiesen.

Daher sind wir angehalten, zwischen einem einfacheren, semantischen, und einem komplexeren, *semiotischen* Logos-Begriff zu unterscheiden, denn Aristoteles' Auffassung der sprachlichen Bedeutungskonstitution lässt sich schwerlich auf ein externes, *poietisch-mimetisches* Abbildungsverhältnis reduzieren. Wir sehen nämlich, dass der künstlerisch-mimetische Diskurs hier nur den gegenständlichen Rahmen abgibt, in dem — genauer: aus dessen Anlass — Aristoteles viel elementarere, der Klärung der poetischen Mimesis dienliche Sprachanalysen unternimmt, und nicht umgekehrt, von ihr erklärt werden. Aristoteles führt eine ganz bestimmte Klasse der Seeleneindrücke ein, die *Angleichungen an Dinge* (ὁμοιώματα πραγμάτων, *Peri herm.* 1, 16a7) genannt werden; ihre Beziehung zu den “ersten Dingen” besteht jedoch nicht in abbildmäßiger Repräsentation bzw. mimetischer Darstellung, sondern darin, dass sie Symbole (ibid. a4) und Zeichen der ersten Dinge (a6) seien. Diese Seelengehalte sind ferner als Gedanken ohne Wahrheitswert bestimmt (νοήματα ἄνευ ἀληθεύεσθαι, a10) und entsprechen in ihrer “atomaren” Gestalt einzelnen Wörtern (“Namen”).³⁶ Das heißt, sie sind nicht an sich als “Gedanken”

35 Der Ausdruck στοιχείον fällt dabei bezeichnenderweise zweideutig aus. Er bezeichnet zum einen den “unzerlegbaren Laut” als die elementarste Stufe der menschlichen Sprache, wobei tierische Laute als “nicht einer höheren Verknüpfung fähig” ausdrücklich ausgeschlossen werden; zum anderen das Schriftzeichen bzw. Buchstaben. Darin ist aber eine dreifache Bedeutung des Ausdrucks enthalten: zwei konkrete (stimmliches und schriftliches Element der Sprache) und eine abstrakte (Anfang, Prinzip). Diese geht den zwei ersteren logisch-funktional voraus, doch materiell bleibt sie an sie gebunden. Zum Terminus *Element* vgl. als grundlegend Schwabe (1980).

36 Dass Aristoteles die Namen anderweitig doch “Nachahmungen” nennt (*Rhetorik* III. 1. 1404a21), ändert nichts an der Sache. Näher zum Mimesis-Problem sieh weiter unten.

(propositionale Gehalte) konzipiert, die ihrerseits dem Logos (Satz als Verknüpfung von Namen) vorbehalten sein sollen, und zwar dem rhetorischen ebenso wie dem apophantischen, der den speziellen Gegenstand der *Hermeneia*-Schrift (Kap. 5 sq.) ausmacht.

Gleichwohl kann diese streng anmutende Einteilung der Sprache in Dianoetik für komplexe Spracheinheiten (Logos als Satz) und Noetik für einfache Spracheinheiten (Namen als Wörter) nicht absolut angesetzt werden. Denn es sind gerade die Metaphern, die Aristoteles in der *Poetik* zwar der Namenklasse (ὀνόματα) zuordnet, ihnen aber unmissverständlich den Aussagecharakter in logischer Hinsicht und als *sprachliche Handlung* zuschreibt. Daher sind die Metaphern, trotz ihrer Zuordnung zu Namen als Ebene der Sprachanalyse, strenggenommen nicht einfache Einzelnamen für externe Einzeldinge, sondern gerade *Symbole* der *Sprachhandlungen*, die genauer *Übertragungen* und *Verschiebungen* von *Wortbegriffen* heißen. Sie haben demgemäß schon im Ansatz eine Struktur, in der selbst die lexikalische Seite kein einfaches Element ist.

Charakteristisch hierfür ist schon der Umstand, dass der bildhafte Sinn des Ausdrucks ‘Metapher’ (sprachliche *Übertragung* im allgemeinen), den Aristoteles im Großteil der Fälle vor Augen hat, in späterer Verwendung zugunsten der engeren und bei ihm seltener vorkommenden technischen Bedeutung des Terminus als *eine* lexikalische Wortart neben anderen verdrängt wurde. Die erstere, plastische Bedeutung ist indessen noch sehr stark bei Platon spürbar, bei dem in sprachtheoretischen Zusammenhängen wie im *Kratylos* nur das substantivierte Adjektiv τὸ μετατιθῆν (sc. ὄνομα) vorkommt (“das verschobene, versetzte Wort”), das Substantiv μεταφορά hingegen nie.³⁷

Andererseits weist Aristoteles der Metapher nicht weniger ausdrücklich auch einen wesentlich *dianoetischen* Charakter zu. Die hierüber ausschlaggebende Stelle ist die in der *Rhetorik* enthaltene Aussage, in der die Metaphern deutlich von Vergleichen (bzw. Gleichnissen) unterschieden werden. Wegen der Wichtigkeit dieser Stelle sei sie hier besonders hervorgehoben:

³⁷ Vgl. meine Diskussion im Kapitel 5.

ἔστιν γὰρ ἡ εἰκὼν, καθάπερ εἴρηται πρότερον, μεταφορὰ διαφέρουσα προθέσει· διὸ ἦττον ἢδὺ ὅτι μακροτέρως· καὶ οὐ λέγει ὡς τοῦτο ἐκεῖνο· οὐκοῦν οὐδὲ ζητεῖ τοῦτο ἢ ψυχῇ.³⁸

Aristoteles' Zurodnung von Gleichnissen unter metaphorische Redeformen ist zu deutlich ausgesprochen als dass man darin die für den engeren Metapherbegriff entscheidenden Momente missachten dürfte. Dabei ist charakteristisch, dass Aristoteles' linguistisch-logische und psychologische Erklärung der Metapher aus der *Negation* des für Gleichnisse syntaktisch und semantisch entscheidenden Ähnlichkeitsmarkers 'wie' gewonnen ist.³⁹ Die Metapher ist als oberer Gattungsbegriff von Vergleichen angesetzt, und nicht umgekehrt, so dass kein Rückhalt dafür besteht, die sprachlich-logische Konzeption von Metaphern aus der *Poetik* figurentheoretisch zum "verkürzten Vergleich" umzuformulieren, wie später in der Tradition von Quintilian an immer wieder geschehen ist.⁴⁰ Die oben angeführte Beschreibung besagt vielmehr, dass Gleichnisse (d.h. figurative, irrealer Vergleiche) und Metaphern sich nicht durch den Grad der Wörtlichkeit oder Irrealität unterscheiden, sondern gerade durch die präzisierende Sprachform (προθέσει), aus der andersartige ästhetische und epistemische Effekte folgen: der Vergleich fällt in seiner sprachlichen Darlegungsform "länger" (μακροτέρως) und somit weniger "schmackhaft" (ἦττον ἢδὺ) und intellektuell bewegend (οὐδὲ ζητεῖ τοῦτο ἢ ψυχῇ). Zu sagen, dass etwas *wie* etwas anderes sei, findet Aristoteles offensichtlich psychologisch weniger spannend, da es "weit verbreitet" (ἐπιπόλοιοι), "jedem einsichtig und keines weiteren Suchens bedürftig" (τὰ παντὶ δῆλα καὶ ἄμῃδὲν δεῖ ζητῆσαι) ist, als zu behaupten, dass etwas etwas *ist*; denn bei irrealen Präzisierungen oder einfachen Attributionen ist es weniger bekannt und weiteren Forschens würdig. Daraus ist zu schließen, dass die metaphorische Redeform, wie auch immer sprachlich reduziert, für Aristoteles denselben *Behauptungscharakter* wie der apophantische Logos hat; in knapper, ästhetisch ansprechenderen, psychologisch verwunderlicheren und ökonomisch effizienteren

³⁸ *Rhetorik* III. 1410b18-20.

³⁹ Vgl. οὐ λέγει ὡς τοῦτο ἐκεῖνο (ebd.).

⁴⁰ Dass Aristoteles die Metaphern als präzisierende Sprachgebilde auffasst, die etwas über etwas aussagen, hat fast einzig George A. Kennedy (1991), 245 (Anm. 114) erkannt: "Aristotle, unlike later classical rhetoricians, thus implies that metaphor is a form of predication, a major contention of Paul Ricœur (...)."

Sprachform sagt sie etwas über etwas aus (τὶ κατὰ τινός) und ist gerade deshalb linguistisch und epistemologisch relevant. Daraus erhellt nämlich, was Aristoteles eigentlich darunter versteht, dass Vergleiche sich “satzmäßig” von Metaphern unterscheiden und “länger” ausfallen. Nämlich, indem sie behaupten, dass etwas (oder jemand) *wie* etwas (oder jemand) sei oder sich benehme, werden sie bei prädikativen Aussagefällen in ihrer Form nicht weniger präzisierend als metaphorische ist-Aussagen, sondern schwächer in ihrer assertionalen Verpflichtung, und zwar eben dadurch, dass sie durch den Vergleichsmarker ‘wie’ (ὥς) mehr sagen und weniger aussagen: sie fallen länger, aber dafür ästhetisch und intellektuell weniger anregend aus.⁴¹

Darin mag der theoretische Kern von Aristoteles’ Interesse an Metaphern liegen. Auch wenn seine stilistischen und psychologischen Bemerkungen zur Metaphorik nicht wesentlich seinen logischen Analysen nachstehen, scheinen gerade die letzteren die spätere, vorwiegend literatur-theoretisch orientierte Rezeption zu irritieren. Gleichwohl ist die allgemein verbreitete Annahme vom atomaren, einwortsemantisch fundierten Modell der linguistischen Erklärung von Metaphern in *Poetik* 21 endgültig als ein Vorurteil abzuwehren. Es geht hier darum, die eindeutig propositional intendierte Beschreibung der Metapher, dass sie das *Sein* einer Sache behauptet und nicht ein *Wie-Sein* und dass sie eine schnellere Erkenntnis mit sich bringt, in ihrem Unterschied vom Vergleich schärfer zu profilieren. Nämlich, wie Aristoteles weiter anführt, es ist der Gehalt einer Metapher und nicht eines Vergleichs, der uns “schnelles Lernen” (μάθησιν ταχέϊαν) dadurch erschafft, dass “die Erkenntnis in eins mit dem Gesagten entsteht” und “der Gedanke nur wenig im Verzug bleibt”.⁴² Er ist also sprachlich einfach aber referenziell hochkomplex: auch wenn seine sprachliche Form nicht explizit eine Prädikationsform besitzt (S ist P^{met}), ist der semantische Gehalt auch bei Einwortmetaphern nicht weniger propositional in seiner Tiefenstruktur und wird *dianoetisch* realisiert. *Lexis* und *dianoia* fallen in ihm zusammen, insbesondere in Einwortmetaphern, die aber nicht auf eine bloß lexikalische Namenübertragung zurückgeführt werden dürfen.

41 Zur systematischen Analyse des Ähnlichkeitsmarkers ‘wie’ (englisch ‘like’) in Gleichnissen gegenüber Metaphern vgl. hier Kapitel 8.

42 *Rhetorik* 1410b21-25: ὅσων ἢ ἅμα λεγομένων ἢ γνώσις γίνεται (...) (μικρὸν ὑστερίζει ἡ διάνοια.

Um diese Aussage aus *Rhetorik* III. 10 mit dem allgemein verbreiteten Vorurteil über Aristoteles' Einwortmetaphertheorie zu konfrontieren, muss man sich dessen Sprachanalyse in den entsprechenden Kapiteln der *Poetik* 20–21 genauer vor Augen führen. Nur dort kann ausgemacht werden, ob der hier erklärte propositionale Charakter tatsächlich eine wesentliche systematische Eigenschaft der Metapher oder nur ein weiterer Fall von Inkonsistenz und Unklarheit in Aristoteles' Theorie ist.

Aristoteles' mereologische, elementen-orientierte Darstellung des Sprachbaus ist uns nicht in der Form einer einheitlichen Pragmatie überliefert worden. Vielmehr findet man sie an verschiedenen Stellen seines Schriftwerks in verschiedenen Bereichen und auf verschiedenen Ausarbeitungsstufen vor. Darin ist wahrscheinlich auch ein Reflex von Aristoteles' philosophischer Entwicklung zu erblicken, wobei sich auch eine stufenweise, von einer Pragmatie zur anderen progredierende Darstellung systematischer Sachverhalte beobachten lässt, wie eben im Falle der für unseren gegenwärtigen Zusammenhang relevanten Thematik der "befremdlichen Redeweise" in der *Poetik* und *Rhetorik*. Genau dasselbe gilt auch von den so genannten "Teilen des Ausdrucks" (μέρη λέξεως), die Aristoteles jeweils unter verschiedenen Gesichtspunkten in *Poetik* 20–21 und *Peri herm.* 2–4 behandelt, wenn man sie mit der verwandten Thematik in der Schrift Über die Seele (II. 8) verbindet.

Bei genauerem Hinsehen wird klar, dass die jeweils relevanten Passagen der drei genannten Aristotelischen Schriften ein thematisches Kontinuum (Stufen und Vorstufen des Sprachgebäudes) bilden, das regressiv-elementarisierend vom Satz (*logos*) in *Peri herm.* 1–4 ausgeht und über die Namen in *Poetik* 20 hin zum Klang und Laut in *De an.* II. 8 führt. Oder umgekehrt, in einem progressiv-synthetisierenden und nach Arten und Funktionen differenzierenden Vorgang, der beim Klang in *De an.* II. 8 anfängt und über die Namen in *Poetik* 20 bis zum Satz in *Peri herm.* 1–4 hinführt. Die dabei sich als zentral ergebende Stellung von *Poetik* 20 mit der formalen Analyse der Teile des Ausdrucks ist keineswegs nur ein mechanisches Resultat der Bewegung durch die mehr oder weniger gesicherte historische und thematische Anordnung von betreffenden Pragmatien. Es ist vielmehr so, dass die *Poetik* 20 mit der dort behandelten Thematik der *Lexis* als Ausdrucksseite der Sprache deswegen eine zentrale und vermittelnde Position zwischen der rangmäßig höhergestellten

noematisch-semantischen Thematik in *Peri herm.* 1–4 einerseits und der rangmäßig niedrigeren, materiell-elementareren, *akustischen* Thematik von *De an.* II. 8 andererseits einnimmt, weil einerseits die Lexis (Ausdruck) diejenige Stufe im Sprachbau darstellt, auf der Schalle und Klänge erst zu einer Welt von interpretierten bzw. interpretierbaren, bedeutungstragenden Stimmen werden. Mit einem Wort, die Lexis markiert die Grenze der materiellen Welt der Sprache, an der die *hermeneia* ansetzt, von der aus sowohl die ‘höhere’ Welt der “bedeutenden” Logosteile als auch die ‘niedere’ Welt der asemischen Klänge erfolgen und in je eigener Weise erfassbar und interpretierbar werden. Die *hermeneia* markiert somit, moderner gesprochen, die Grenze und zugleich das Berührungsfläche zwischen dem untersten materiellen Teil der Sprache und Sein, an der das (sprachliche) Phänomen der Lexis gegenüber der physikalischen Welt der Klänge und Schalle geformt wird. Auf diesen Sachverhalt wird im nächsten Abschnitt noch näher einzugehen sein.

Diese Anordnung der Pragmatien lässt sich systematisch etwas übersichtlicher darstellen. Wenn die Schriften *Poetik* 20 und *Peri herm.* 1–4 die gemeinsame Thematik der höheren Spracheinheiten (Name, Verb und Satz) teilen, so teilt die *Poetik* 20 den von *Peri herm.* 1–4 nicht abgedeckten Teil der sprachtheoretischen Abhandlung mit dem Buch II. 8 von *Peri psychês*. Wollte man es in einem Analogieverhältnis darstellen, verhalten sich *Poetik* 20 und *Peri herm.* 1–4 zueinander wie *De An.* II. 8 und *Poetik* 20 ($A : B \approx C : A$). Dabei kommt die jeweils linke Seite im Analogiegefüge demjenigen Relat zu ($A = \textit{Poetik} 20, C = \textit{De An.} II. 8$), in dem ein *elementarer* und *grundlegender* thematischer Überschuss systematischen Charakters übrigbleibt. Dieser Überschuss umfasst die in *Poetik* 20 unter der Ebene des Nomens behandelten Einheiten der Sprache; rückwärts aufgezählt, sind es: Artikel, Bindewort, Silbe, Buchstabe/Laut. In *De An.* II. 8 hingegen umfasst er (gezählt von unten nach oben) zunächst die unterhalb der “bedeutenden” Stimmen befindlichen differenzierbaren Arten von mechanisch produzierten Schallen in der physischen Welt, die musikalischen Klänge in der Welt der Artefakte (“Stimmen” der Instrumente) sowie schließlich die zwar belebt-psychischen, aber nicht bedeutungstragenden Lauten in der tierischen Welt (Stimmen ohne Bedeutung).

Vor diesem Hintergrund zeigt sich die Bedeutsamkeit von *Poetik* 20 auch in einer anderen, für den gegenwärtigen Zusammenhang

noch wichtigeren Hinsicht, die erst die erforderliche logische und systematische Perspektive erschließt. Nämlich die systematische, elementarisierende Darstellung der sprachlichen Bestandteile in *Poetik* 20 kulminiert in der Definition des *logos* als Satzes im allgemeinen und nicht nur im speziellen Sinne der prädikativen Aussage. Es ist der Punkt, an den nicht nur die eigentliche Thematik der Schrift unter dem Titel *Peri hermeneias* anknüpft, nämlich eine an Wahrheit orientierte Analyse sprachlicher Gebilde, sondern auch die des Metapher-Kapitels in *Poetik* 21 selbst. Beide Abhandlungen, *Poetik* 21 und *Peri herm.* 1, beginnen nämlich mit der Frage nach der Konstitution der Namen im allgemeinen (Substantive und Verben), allerdings unter jeweils anderen Gesichtspunkten: *Poetik* 21 setzt unter einem quasi formal-ontologischen Gesichtspunkt an, nämlich der semantischen Eigenständigkeit eines morphologisch komplexen, aus anderen Wörtern zusammengesetzten Namen, deren Teile zwar an sich eine Bedeutung besitzen, aber in der Verbindung keine mehr haben.⁴³ Die *Hermeneia*-Schrift beginnt hingegen mit der Frage nach der *symbolischen* Konstitution von Namen und nicht nach noematischen Bestandteilen des Logos. Der elementare semantische Ansatz dieser Schrift hat also nur bedingt einen radikal anderen Charakter als die morphologisch-semantische Sprachanalyse in *Poetik* 20–21. In der *Hermeneia*-Schrift geht Aristoteles elementarisierend vor, beginnend bei Namen und Verben als *symbolischen Repräsentanten* mentaler Gehalte, die ihrerseits erst unter Ähnlichkeitsbeziehungen unter die Objekte der Welt fallen und derart in die höhere dianoetische Form des Logos eingehen. Ähnlich beginnt *Poetik* 21 mit Namen als neuen, nicht mehr grammatisch-morphologisch definierten Einheiten der Sprache. Sie sind nunmehr semantisch eigenständige Ausdrücke, die unabhängig von ihrer morphologischen Zusammensetzung den „atomaren“ Bedeutungen ihrer jeweiligen Bestandteile gegenüber stehen.

Deshalb besteht eine Gegenüberstellung von *Peri hermeneias* nur in Bezug auf *Poetik* 20, dessen formal-linguistische Darstellung der Sprachteile der akustischen Analyse der Sprache in *De anima* II. 8 nahekommt. Und doch, wie *De anima* II. 8 tiefer in die Systematik der physikalischen Klänge hineingreift, so dringt *Peri*

43 Vgl. *Poetik* 21, 1457a31–34: Ὀνόματος δὲ εἶδη τὸ μὲν ἀπλοῦν, ἀπλοῦν δὲ λέγω ὃ μὴ ἐκ σημαίνοντων σύγκειται οἷον γῆ, τὸ δὲ διπλοῦν· τούτου δὲ τὸ μὲν ἐκ σημαίνοντος καὶ ἀσήμου, πλὴν οὐκ ἐν τῷ ὀνόματι σημαίνοντος καὶ ἀσήμου, τὸ δὲ ἐκ σημαίνοντων σύγκειται.

hermeneias 1 tiefer in die Systematik mentaler Gehalte hinein. Deshalb ergibt sich erneut die vorhin umrissene Zentralstellung von *Poetik* 20, in dem sich alle Perspektiven der Aristotelischen Sprachanalyse vereint und ineinander übergreifend finden: die materiell-semiotische, die formal-grammatische, die syntaktisch-semantische und, nicht zuletzt, die pragmatische und stilistische. Dabei scheint der semantischen Dimension eine besondere, vermittelnde Rolle zwischen den obersten formalen Stufen von Wort und Satz zuzukommen. Genau dieser Punkt ist es, der die beiden Abhandlungen in *Poetik* 21 und *Peri herm.* 1–4 verbindet und zum tiefer liegenden, scheinbar bloß grammatischen *Poetik*-Kapitel 20 hinführt.

Es ist nämlich ausschlaggebend, dass Namen und Verben, wenn isoliert genommen, genau das verlieren (bzw. nicht haben), was ihnen in einer satzmäßigen Verbindung zukommt: einen Wahrheitswert. In einem augenscheinlichen Unterschied hierzu heißt es in der Definition der Namen und Verben in *Poetik* 20, sie seien zusammengesetzte, bedeutungstragende Lautgebilde, deren Bestandteile, wenn für sich allein oder “außerhalb” genommen, keine Bedeutung besäßen. Als Teile der höheren Einheit des Satzes, zeigen sich Namen und Verben genau umgekehrt als Einheiten, die ihre bedeutungstragende Funktion behalten. Denn der Satz ist, Aristoteles zufolge, auch ein zusammengesetztes, *bedeutungstragendes Lautgebilde*, dessen Bestandteile eine Bedeutung haben, wenn sie isoliert oder außerhalb der Verbindung genommen werden. Die bedeutungstragende Funktion von Namen und Verben (mithin ihr Status als kleinste semantische Einheiten der Sprache) wird noch einmal, gleichsam verzementierend, am Anfang von *Poetik* 21 betont, wo Aristoteles das Wort (Nomen oder Verbum) unter dem Aspekt der *syntaktischen* Einfachheit oder Komplexität betrachtet. Dabei hält er fest, dass die bedeutungstragenden Bestandteile von zusammengesetzten Wörtern wie Eigennamen ihre *je eigene* Semantizität *einbüßen* und die des neuen Wortes annehmen, in dem sie nun enthalten sind. Dieser in der Literatur kaum je behandelte Aspekt von Aristoteles’ Diskussion über die Eigennamen scheint einen besonderen analytischen Wert für Metapheranalyse zu haben.⁴⁴

⁴⁴ Zu Aristoteles’ Analyse von Eigennamen sieh Ryan (1981), 44–45, mit Bezugnahme auf die Diskussion über ‘*idion onoma*’ in *Met. Z*, 1035b1–3.

Darüber hinaus besteht, wie Aristoteles weiter ausführt, nicht jede in Sätzen geformte Redeweise (*logos*) notwendig aus bedeutungstragenden Namen und Verben, und trotzdem besitzt sie Einheitlichkeit. Sie wird dadurch erreicht, dass Namen sich auf etwas *beziehen* können, unabhängig davon sie einfach oder zusammengesetzt sind und auch unabhängig davon, ob ihr Referent einfach oder komplex ist. Folglich steht der Grad der morphologischen Komplexität eines Wortes in keinem Verhältnis zu seinem semantischen Gehalt oder zur ontologischen Konstitution ihres Referenten. Ein Wort bildet eine linguistische Einheit nicht durch seine morphologische Konstitution, sondern nur dadurch, dass es seinen semantischen Status durch die Funktion der Vereinheitlichung bezieht. So ist das einfache Nomen *gê* (Erde) nicht weniger bedeutungsträchtig als die häufig langen und klangvollen Namen der Messalier.⁴⁵ Dasselbe gilt von der Semantik des Satzes. Da es zur semantischen Konstitution des Satzes nicht notwendig gehört, morphologisch komplett zu sein bzw. aus Namen und Verben bestehen zu müssen, steht der Grad seiner morphologischen Komplexität in keinem Verhältnis zu seiner Semantizität. Er bezieht Einheitlichkeit dadurch, dass er entweder einen einheitlichen Gegenstand bezeichnet, wie *Mensch*, oder eine uneinheitliche Menge zur Einheit verbindet, wie *Ilias*.⁴⁶

Eine derartige formal-analytische Annäherung der beiden oberen Teile der *lexis*, des Wortes und des Satzes, legt nahe, dass es Aristoteles völlig bewusst gewesen sein wird, dass ein Wort als Satz fungieren konnte, bzw. dass ein Satz aus einem einzigen Wort bestehen kann (wie dieses wiederum aus einer Silbe oder einem Laut). So beziehen höhere linguistische Einheiten ihre Semantizität aus anderen als nur vor-gegebenen, internen Bestandteilen, nämlich aus ihrer Funktion, etwas zu bezeichnen, was außerhalb ihrer liegt. Die Bedeutung eines Wortes ergibt sich somit aus seiner Beziehung zu etwas bzw. aus seiner Verwendung. Genau dies enthält einen Hinweis zum Ausweg aus der sogenannten Wortsemantik, die Aristoteles zugeschrieben wird. Nämlich selbst wenn die Analyse in *Poetik* 20 es eindeutig nahelegte, dass Namen und Verben eigenständige semantische Einheiten der

45 Aristoteles' Beispiel ist der Eigenname Ἑρμοκαϊκόξανθος (Hermokaikoksantos) aus dem messalischen Dialekt (*Poetik* 1453a35).

46 *Poetik* 1457a29: εἷς δέ ἐστι λόγος διχῶς, ἢ γὰρ ὁ ἐν σημαίνων ἢ ὁ ἐκ πλείονων συνδέσμῳ, οἷον ἡ Ἰλιάς μὲν συνδέσμῳ εἷς, ὁ δὲ τοῦ ἀνθρώπου τῷ ἐν σημαίνειν.

Sprache sind, weil sie einerseits als morphologische Komplexe definiert werden, die nicht auf niedere *semantische* Bestandteile zerlegbar sind, andererseits als morphologische und semantische Bestandteile des Satzes, die auch nach syntaktischer Auflösung des Satzes bestehen bleiben, zeigt sich dieser scheinbar absolute semantische Stellenwert von Namen und Verben in einem andersartigen Licht, sobald diese quasi autarke Wortsemantizität in eine externe Sprachfunktion übertragen wird. Eine solche wird erst bei Übertragung der Beziehung auf einen anderen, “fremden” Gegenstand klar erkennbar. Nämlich, wenn Aristoteles’ Semantizitätsprinzip so absolut ein-wort-bezogen wäre, wie man gemeinhin glaubt, wäre seine Kritik der Namen nicht derart flexibel, dass er den Wörtern ihre je “eigene” (lexikalisch fixierte) Semantizität absprechen und eine neue, auf “fremder” Beziehung basierende und dadurch dynamisch unterbaute Semantizität zusprechen könnte. Wenn also Aristoteles bei seiner Aufzählung und Definition der morphologischen Bestandteile der Sprache, von unten nach oben (vom Laut/Buchstaben hinauf zum Satz) die mittleren Formen (Nomen und Verb) als *semantische Schwelle* ansieht, so erweist sich diese synthetisierende Analyse aus der umgekehrten, analytisch-elementarisierend, vom Satz herunter zum Laut verlaufenden Richtung, als eine externe, isolierte Perspektive. Vom Standpunkt des Satzes aus zeigt sich die Selbstständigkeit (der *An-sich*-Status) von Namen und Verben nur als eine virtuelle und abstrakte, nur der Analyse dienliche Position.

Der Satz ist somit als ein wesentlich neuer *Standpunkt* gegenüber dem Wort zu nehmen, und eine Satzsemantik ist nicht mit Wortsemantik zu vergleichgültigen. Im Gegenteil, Aristoteles’ Formulierung, dass Namen und Verben außerhalb des Satzes eine Bedeutung hätten, ist nicht *unmittelbar* auf deren Satzbedeutung zu übertragen. Vielmehr bedeutet sie, dass Namen und Verben als an sich bedeutungstragende Spracheinheiten einen Gegensatz nur zu denjenigen Satzteilen bilden, die, wie Bindewörter und Flexionsformen, außerhalb des Satzes keine “worteigene” Bedeutung aufweisen. Vielmehr ist der Aussage zu entnehmen, dass Namen und Verben, indem sie *keinen* semantischen *Gegensatz* zum Satz bilden, ihre je eigene, lexikalisch-fixierte Bedeutung *erst im Satz einlösen*. Schließlich erlangt das, was sie bedeuten, einen theoretisch höheren und komplexeren sprachlichen Sinn — nämlich den der wahrheitsmäßigen Welterschließung — wiederum nur im Satz. Mit anderen Worten, Namen und Verben haben

zwar außerhalb des Satzes immer eine Bedeutung, aber das, was sie bedeuten, wird erst in einem Satz bzw. in einer Aussage als Sinn real.

Erst vor diesem Hintergrund zeigt sich auch ein höherer oder komplexerer systematischer Sinn der Aristotelischen elementaren Sprachanalyse in der *Poetik*-Abhandlung. Der Abschluss der Satzanalyse in *Poetik* 20 bildet eine implizit (oder auch unbewusst) gebliebene satztheoretische Grundlage der sprachlichen Analyse in *Poetik* 21, die gemeinhin als eine "stilistische" verstanden wird. Dass dem so ist, erhellt daraus, dass Aristoteles am Anfang des 21. Kapitels die "Namen" nicht mehr als Nomina gegenüber Verben, sondern in der umfassenderen Bedeutung als *Worte* im allgemeinen behandelt und sie nunmehr auf einer neuen, durch die Analyse des Logos als Satzes erreichten Ebene thematisiert. Die Analyse vollzieht sich nunmehr unter dem bereits angesprochenen Aspekt der morphologisch-syntaktisch komplexen Gebilde (zusammengesetzte Namen) und ihrer irreduziblen Semantizität.

Das Wort als Satz:

Theódoros und das Metapherprinzip

Die Frage ist jedoch, ob dieser höhere Standpunkt einer satzbezogenen Bedeutungsanalyse auch von Wörtern außerhalb des Satzes gelten kann? Ist die Wortsemantik bei Aristoteles intakt? Er nimmt bekanntlich an, dass der Unterschied zwischen einer Satz- und einer Wortbedeutung darin besteht, dass ein Wort, obwohl es 'etwas bedeutet', erst im Satz etwas Sinnvolles (Wahres oder Falsches) *besagt*. Demnach erscheint eine Satzbedeutung zwar als wortsemantisch begründet, und doch erst syntaktisch und wahrheitsmäßig *konstituiert*.

Es ist ausschlaggebend für den gegenwärtigen Zusammenhang, dass Aristoteles in *Poetik* 20 eine grundlegende und folgenreiche Unterscheidung in die Wortanalyse einführt, nämlich diejenige zwischen semantischer Einheitlichkeit und Selbständigkeit des Wortes gegenüber seiner morphologisch-syntaktischen Komplexität. Das Wort (*onoma*) ist eine zwiespältige sprachliche Einheit, deren Beziehungsfähigkeit zu außersprachlichen Objekten, bzw. die Fähigkeit, andere als bereits be-deutete Entitäten zu bezeichnen, eine implizite, unsichtbare Satzstruktur enthält. Das Wort als Redeeinheit bezieht ihre Bedeutung aus mehrfachen Quellen. Nicht nur aus einer einfachen Sachbeziehung, sondern auch

aus dem aussagemäßigen (apophantischen) Grundcharakter der Benennung, der es ihm ermöglicht, schon im Wort satzmäßige Verbindungen einzugehen, wie wie dies zusammengesetzte Eigennamen veranschaulichen. Sprachlich sind sie nämlich das Gegenteil dessen, was sie kraft der vorgängig geltenden Bedeutung ihrer Bestandteile angeben. So besagt der Name ‘Theódōros’ nur, dass es die linguistische Funktion der Bezeichnung (Benennung) ausübt, ohne dass der Name selbst bedeutet, was die sehr stark spürbare Intention angibt zu bedeuten, nämlich “Geschenk Gottes”.

‘Theódōros’ ist nämlich, wie alle Eigennamen in den indo-europäischen Sprachen, ein zusammengesetztes Nomen vom Typus ‘bahuvrīhi’. Sie sind eigentlich substantivierte zusammengesetzte Adjektiva (θεόδωρος, ον), die ihrerseits durch Umformung des jeweiligen Substantivs im zweiten Teil der Zusammensetzung (τὸ δῶρον) zustandekommen. Infolge derartiger Umwandlungen besitzen die *Bahuvrīhis* eine nur diesem Typ eigentümliche, “gebrochene” Beziehungsstruktur der beiden Bestandteile mit einer sehr suggestiven *Bedeutungsintention*: die Bestandteile der Zusammensetzung A+B (theós+dōron) werden nur indirekt, mittels eines dritten, ausserhalb des Namens befindlichen und nur *mitgedachten* Elementes C zusammengefügt, indem sie auf dieses bezogen werden, und je nach Eigenschaften des projizierten Referenten C weiter grammatikalisch (nach Genus, Wortart, Zahl, Kasus usw.) geformt werden. So ist der Name ‘Theódōros’ strukturell nicht durch einen Namen mit *direkter* Beziehung der Bestandteile zu wiedergeben, wie etwa im naheliegendsten Wort “Gottesgabe” (vom Typ ‘tatpuruṣa’). Vielmehr verpflichtet die Tiefenstruktur der Benennung ‘Theódōros’ zu einer obliquen Lesart, die quasi metasprachlich auch die Bezugnahme selbst mit ins Bewusstsein hinein bringt und es ausspricht: “ein Gottgebener”, “einer, dessen Gegebenheit vom Gott her ist”.⁴⁷

47 Infolge dieser universellen formalen Struktur zählen zu diesem Worttyp nicht nur Eigennamen von Personen wie *Perikles* im Griechischen, *Siegfried* oder *Hellmuth* im Deutschen. Im Griechischen ist die Bahuvrīhi-Form auch in vielen zusammengesetzten Adjektiva und abstrakten Nomina vorhanden. So ist das Substantiv ‘Philosophie’ adjektivischer Herkunft, die trotz häufigen Vorkommens selbst in klassischen Texten bei Platon und Aristoteles (ἡ φιλόσοφος θεωρία) so gut wie vergessen ist und als sekundär gegenüber dem Substantiv angesehen wird. Besonders reich und komplex ist der Gebrauch von *Bahuvrīhis* im Sanskrit, der sich über Eigennamen und Abstrakta hinaus auf Titel literarischer und philosophischer Werke erstreckt.

Doch außer der Paradoxie, dass die stark suggestiven, geradezu malerisch dargestellten semantischen Inhalte von zusammengesetzten Eigennamen in Wahrheit nicht bedeuten, was sie zu bedeuten vorgeben, sehen wir an diesem Spezialfall der zusammengesetzten Eigennamen noch ein weiteres universelles Merkmal: nämlich, dass zusammengesetzte Namen nicht nur etwas benennen, sondern etwas über etwas aussagen, und somit implizit eine Satzstruktur besitzen. Genau diese doppelte Natur scheint auch die Metaphern auszuzeichnen: sie bedeuten nicht, was ihre tragenden Bestandteile bedeuten, auch wenn es nur ein Wort ist, und sie sagen etwas über etwas aus, auch wenn sie nur aus einem Wort bestehen.

Somit sind wir verpflichtet anzunehmen, dass der Ausgangspunkt von Aristoteles' Analyse der stilistischen Rede in *Poetik* 21 nicht einwortsemantisch begründet ist, sondern eine Satzsemantik voraussetzt. Ihr Fundament liegt bereits in der Analyse zusammengesetzter Namen in literaler Wortverwendung in *Poetik* 20 vor. Ihre Eigentümlichkeit besteht darin, dass sie von der Bedeutung ihrer Bestandteile abstrahieren und die Funktion einer semantisch nullstufiger Bezeichnung übernehmen, die ihrer Bedeutungsfülle drastisch widerspricht.

Die stilistische Wortanalyse in *Poetik* 21 vollzieht sich, wie man sieht, in einem Zwischenraum zwischen zwei Semantiken, einer sogenannten primären ("atomaren" und quasi unzerlegbaren), die dem Wort eignet, und einer sekundären (komplexen und zerlegbaren), die dem Satz zukommt. Von der ersteren heisst es, dass sie erst eine satzmäßige Verbindung eingehen muss, um etwas zu besagen; sonst bleibt sie für Aristoteles schlicht vorgegeben und als solche aussage- und wahrheitsmäßig belanglos. Von der zweitgenannten gilt, dass sie zwar syntaktisch auflösbar (bzw. auf einzelne, semantisch selbstständige Einheiten zerlegbar) ist, dafür aber nicht auf diese reduzierbar. Die Analyse im sogenannten stilistischen Kapitel 21 der *Poetik* zeigt somit, dass diese innere Verschiebung, nicht nur in einem Satz, sondern schon in einem Namen vorliegt. Deshalb ist dort nicht mehr die Rede von Namen und Verben als besonderen Wortarten, sondern als figurativen Einheiten der Rede, die aus einer dynamischen, durch Verschiebung verursachten Spannung zwischen der Wort- und Satzebene und ihrer neuen, sich erst aus Wort- und Satz-*Verbindungen* ergebenden Bedeutung bestehen. Daher ist es vielleicht eher angebracht, von Bedeutungen als *Potenzen* denn als Einheiten

oder Größen zu reden, was übrigens der noch zur klassischen Zeit verwendete Terminus *δύναμις* für Bedeutung nahelegt.

Dieser starke ‘phatische’ Charakter eines zusammengesetzten Wortes zeigt sich am klarsten und am strengsten an Metaphern, die Aristoteles’ zur Entsetzung der modernen Metaphertheoretiker als “Wortart” klassifiziert, jedoch gleichzeitig als Aussage versteht. Dass diese Doppelbödigkeit der Darstellung erst richtig an virtuellen Teilen und Phänomenen der Sprache wie Metaphern ersichtlich ist, ist nicht zufällig. Der Aussagecharakter der Metapher wird sprachlich in eben so vielen Fällen realisiert wie es im wörtlichen Sprachgebrauch Aussagen durch Verbindungen gibt. Davon sind auch Einwortmetaphern erfasst, weil sie nicht etwas einfach benennen, sondern etwas über etwas aussagen. Deshalb soll Aristoteles’ Satzdefinition am Schluss von *Poetik* 20 als Vorwegnahme der im nächsten Kapitel 21 begegnenden Metapherdefinition gelesen werden: ein Satz und eine Metapher sind zusammengesetzte, bedeutungstragende “Lautgebilde”, deren Bestandteile (Unterarten) gerade und nur durch die Verbindung mit anderen Redebestandteilen eine andere Bedeutung entwickeln als diejenige, die sie vor bzw. außerhalb der Verbindung haben. Somit ist die Metapher — gleichwohl sie von Aristoteles tatsächlich als Name aufgefasst wird — die einzige “Wortart”, auf die diese Satzdefinition direkt angewendet werden kann. Selbst wenn eine metaphorische Äußerung nur aus einem Wort besteht, ist sie dadurch, dass sie *Übertragung* ist und etwas über etwas aussagt, nicht weniger eine Satzmetapher und keineswegs ein falsch gewähltes Wort.

Die Einwortmetapher fußt zwar auf einem Ausdruck mit lexikalisch (bzw. “literal”) festgesetzter Bedeutung, die satzmäßig jedoch nicht realisiert werden kann, bevor der Ausdruck eine syntaktische Verbindung eingeht. Dasselbe gilt auch von literaler Wortverwendung. Das bedeutet zweierlei. Zum einen, dass jeder Ausdruck erst eine syntaktische Verbindung mit anderen lexikalischen und grammatischen Mitteln der Sprache eingehen muss, damit seine vermeintlich fixe Bedeutung überhaupt aussagemäßig eingelöst werden könnte. Das heißt, auch eine literale Wortbedeutung wird erst in Zusammensetzungen aktiv. Zum anderen bedeutet es, dass die metaphorische Verwirklichung eines Ausdrucks in keiner systematischen oder qualitativen Weise “sekundär” gegenüber seiner literalen oder “normalen” Verwendung ist. In dieser Hinsicht ist die Aussage in *Poetik* 21

hinreichend klar: jedes Wort werde entweder in gewöhnlicher Bedeutung oder metaphorisch oder anderswie realisiert. Daraus erhellt aber, drittens, dass die gewöhnliche („hauptsächliche“) Wortbedeutung nicht als absolut primär gelten kann. Trotz dessen, dass sie in der Rede vorwiegt, ist sie nur eine stilistische Wort- und Moduswahl unter anderen. Insofern kann sie nur statistisch oder wörterbuchmäßig „primär“ sein. In Wahrheit ist auch sie um nichts weniger als die metaphorische ein Effekt sprachlicher Redeprozesse und kann auch falsch eingesetzt sein.

So ist die Metapher — auch wenn man sie als Einwortausdruck nimmt — in der Spanne zwischen Wort und Satz bzw. zwischen Wort und einer Wortfügung angesiedelt, was heißt: in einer von ihren eigenen, materiell und semantisch vorgegebenen Bestandteilen unabhängigen virtuellen „Einheit“. Ihre andere Bedeutung, die nicht mit derjenigen ihrer morphologischen und semantischen Bestandteile zusammenfällt, besteht nur als *Potenz*. Somit ist die Wahrheit über die semantische Konstitution der Metapher sozusagen die Wahrheit über Theodor.⁴⁸ Dafür, dass sie als ein Satzgebilde genommen werden soll, spricht die Tatsache, dass bei der Auflösung einer syntaktischen Struktur, in der eine Metapher vorkommt, nicht nur ihre Bedeutung verloren geht, sondern sie selbst als „Wortart“. Die Metapher findet statt, solange und sofern die durch sie vermittelte Aussage andauert. Dafür aber, dass sie als ein Wort genommen werden kann, ist der normale sprachliche Prozess verantwortlich, in dem sie am häufigsten als Einwortgebilde erscheint, mit unsichtbaren, meistens intentionalen oder deiktischen Referenzen, die sich bei näherem Hinsehen als verkürzte Prädikation mit ausgeklammerter Kopula erweist (‘X [ist] ein P^{met}‘). Die traditionelle Annahme von Metaphern als Einwortausdrücken ist letztendlich deswegen falsch, weil sie die Oberfläche des Ausdrucks als dessen einzige linguistische Realität nimmt und die Aussage als dessen Tiefenstruktur preisgibt.

48 *Poetik* 1457a13. Wie sehr es Aristoteles daran liegt, bezeugt die Wiederaufnahme des ganzen Arguments in der *Rhetorik* (III. 11, 1404b22), wobei Aristoteles wohl aus Spaß den Namen des von ihm geschätzten Rhetorikers Theodoros als Beispiel nimmt (1412a26-34). Seine theoretische Absicht wird jedoch einsichtiger, liest man es als einen Kommentar zu Diskussionen in Platons *Kratylos*, einerseits zu etymologischen Zerlegungen von zusammengesetzten Eigennamen, andererseits zur Unterscheidung zwischen gewöhnlichen und logischen Eigennamen für Arten und Gattungen, wobei Platon den Namen ‘Theóphilos’ als Beispiel nimmt (*Kratylos* 397a-b). Vgl. hierzu Kretzman (1971), 131–132.

Auf diesem Hintergrund lässt sich dann auch die tatsächliche Definition der Metapher in *Poetik* 21 (1457b7-9) als eine weiterführende und zugleich konkretisierende, eben *metaphertheoretische Anwendung* der Satzanalyse in *Poetik* 20 verstehen, die sich in keiner anderen Aristotelischen Pragmatie in dieser Gestalt vorfinden lässt. Dass sie nicht mit der apophantischen Satztheorie in *Peri herm.* (5 sq.) zusammenfällt, sondern parallel zu ihr verläuft und erst in der *Rhetorik* auf ihren eigenen propositionalen Charakter hin ausgelegt wird, dürfte aus allem bereits Gesagten einleuchten.

Die rhetorische Redeweise speist sich (unter anderem) aus Metaphern, Glossen und anderen Redefiguren ebenso wie eine gewöhnliche Ausdrucksweise, einschließlich der auf Wahrheit zielenden apophantischen, die auf die standardde Wortwahl rekurriert. Nicht aller Logos (gefasst als Satzbildungsprozess) ist metaphorisch, und nicht aller Logos ist nur standardmäßig. Im Gegensatz zu jeder einseitigen Auffassung der Aristotelischen Sprachtheorie ist festzuhalten, dass aus der elementarisierenden, morphologischen und syntaktisch-semantischen Analyse der Bestandteile der Sprache in *Poetik* 20, die in der Satzanalyse kulminiert, zwei Wege führen, von denen der eine in der apophantischen Satztheorie der *Hermeneia*-Schrift, der andere in der rhetorischen Satz- und Schlusstheorie der *Rhetorik*-Schrift mündet. Beide nehmen aber ihren Ausgang in der gemeinsamen Theorie einer autonomen, an der Satzstruktur erarbeiteten Semantizität des Ausdrucks im Anfang von *Poetik* 21. Sie besagt nicht nur, dass die Bedeutung eines (komplexen) Ausdrucks eine andere ist als diejenige seiner Bestandteile, sondern auch, dass sie sich aus der Fähigkeit des Logos, *Einheit in Vielheit zu stiften*, speist. Es ist nämlich die Fähigkeit, rein *symbolisch* auf sprachliche und außersprachliche Realitäten Bezug zu nehmen und sie zu einem Ganzen zusammenzufügen, das nicht als ein solches *Ding* existiert, wie der Name 'Ilias' es am besten bezeugt.

Der Unterschied zwischen einer metaphorischen und einer gewöhnlichen Ausdrucksweise besteht also darin, dass die erstere nicht durch Wortbedeutung sondern in einer durch das Wort indizierten Verbindung zustande kommen und sichtbar werden kann. Diese muss ihrerseits nicht vordergründig sprachlich im Sinne eines explizit gebildeten Satzes ausgedrückt werden, sondern sich im Hintergrund, innerhalb eines Referenzaktes abspielen. Schon dieser Umstand macht den Glauben an eine Einwortmetaphertheorie bei Aristoteles von Grund auf falsch. Sie setzt

immer eine satzmäßige, wenn auch stillschweigende Verknüpfung voraus, weil die verrufene "Herantragung" (ἐπιφορά) eines fremden Namens in Wahrheit ein dianoetischer metaphorischer Prozess ist. Das bezeugen bereits Aristoteles' Ausführungen zu einzelnen Elementen der Metapher-Definition, an erster Stelle die Aufzählung der Ebenen und Richtungen begrifflicher Übertragung (Spezies, Gattung, Analogie). Außerden wird der metaphorische Modus des Aussagens auch aufgrund des lexikalischen Schemas des Logos erfassbar. Um ihn wahrzunehmen, müssen wir die Wörter in verschiedenen Positionen und Funktionen verstehen. Der gewöhnliche Aussagemodus kann hingegen mit der gewöhnlichen, eingeübten, lexikalisch fixierten Bedeutung zusammenfallen, doch das gilt nur im Spezialfällen isolierter literaler Wortverwendung oder in metasprachlichen Kontexten. Da jedoch das Logos-Schema der literalen Wortverwendung so gut wie nie bloß lexikalisch definiert ist, erfordert sie erst recht weitere "dianoetische" Arbeit.

Vor diesem Hintergrund ist Aristoteles' Metaphertheorie nicht nur deswegen als satzorientiert zu verstehen, weil die Metaphern etwas über etwas aussagen und damit implizit oder explizit eine satzmäßige Wortverknüpfung vollbringen, in der die Bedeutung ihrer Bestandteile stark abgewandelt wird. Aristoteles' Theorie ist eher schon deswegen satzorientiert, weil auch einzelne Wörter, wie zusammengesetzte Namen, semantisch unabhängig von der Bedeutung ihrer Bestandteile realisiert werden und darin dem Satz gleichkommen: so setzt die Verwendung des Eigennamens 'Theodor' voraus, erstens, dass dies ein Name ist und jemanden bezeichnet, und zweitens, dass dieser gerade nicht im gewöhnlichen Sinne das ist, was der Name bedeuten angibt. Mit anderen Worten, ein Mensch namens Theodor heißt sinnvoll 'Theodor' nur unter der Bedingung, dass er nicht *Theodor* ist.⁴⁹

49 Es ist dann keineswegs ein Zufall oder eine stilistische Geschmacksfrage, wenn Aristoteles metaphorische Ausdrücke mit *negiertem* semantischen Gehalt, wie 'weinlose Schale des Dionysos' (φιάλη ἄονος, *Poetik* 1547b32-33), als den gedanklich und rhetorisch aufregendsten Metaphertyp ansieht. Sie enthüllen paradigmatisch (in metaphorischer Form) die Nullstufe der *unmittelbaren* Identität von Bedeutung und Referenz die Bedingung der Möglichkeit von Metaphorik und Wörtlichkeit ist. Das ist Prinzip der Semantizität selbst. Zum selben Typ gehört wohl auch Anaximanders 'apeiron', wie Aristoteles in seinem Kommentar zur "wohl durchdachten" Formel der *Arché* als 'grenzenloser Grenze' in der *Physik* (203b7) impliziert: τοῦ δὲ ἀπείρου οὐκ ἔστιν ἀρχή· εἴη γὰρ ἂν αὐτοῦ πέρασ.

Kombiniert man also Aristoteles' ausdrückliche These vom propositionalen Charakter der Metapher in *Rhetorik* III. 10 mit der Implikation seiner syntaktisch-semantischen Analyse von zusammengesetzten Namen an der Schnittstelle der *Poetik*-Kapitel 20 und 21, nämlich dass Wörter auch in literaler Verwendung ihre vorgeblich angeborene Semantizität durch Verknüpfung einbüßen und trotzdem sprachlich realisiert werden, so kann man nicht umhin, einzusehen, dass die 'allosemantische', angeblich von Wort zu Wort verlaufende Übertragung durch Metaphern in Wahrheit doppelt komplexer ist als gedacht: sie ist satz- und wahrheits-semantisch unterbaut und gehört somit zum apophantischen Logos. Mithin ist der in *Poetik* und *Rhetorik* beschriebene metaphorische Prozess der Sprache mindestens so fundamental wie der in der *Hermeneia*-Schrift beschriebene Weg der auf Wahrheit zielenden Satzbildung.

So liegt es nahe, die in *Poetik* 21 dargelegte Definition der Metapher als "Herantragung fremder Namen" als eine diskurspezifische Weise der Aussagebildung zu verstehen, deren Semantizität sich einer dianoetischen (d.h. diskursiven) Struktur und einem hermeneutischen Prozess verdankt, und erst herausgestellt werden muss. Dies setzt voraus, dass auch der apophantische Logos der *Hermeneia*-Schrift "nur" eine diskurspezifische, also alternative Weise der Satzbildung ist, wiewohl sie "hauptsächlich" ist. Beide unterhalten je verschieblich einen erst noch zu klärenden Ähnlichkeitsbezug zu der außersprachlich angesetzten Welt.

Äußerlich wird die Annahme von der *propositionalen* Auffassung von Metaphern dadurch bestätigt, dass Aristoteles' einerseits vehement fast alle Platonische Metaphern missbilligt und gleichzeitig manche anderen Fälle *metaphorischer Gedankenbildung* in der Philosophie willkommen heißt. In der *Poetik* heißt es nämlich nicht minder klar als in der *Rhetorik*, dass ein besonderer Vorzug von Metaphern darin bestehe, dass sie in gelungenen Fällen von Übertragung auf dem Anschauen des Ähnlichen beruhen.⁵⁰ Es geht unmissverständlich um eine erkenntnis- und wissenstheoretische *Verklärung* von Metaphern. An dieser Hochschätzung ändert der Umstand nichts, dass es im Gegensatz dazu in der *Topik* und der *Zweiten Analytik* heißt, die Metaphern seien dringend zu vermeiden, wollen wir nicht, dass die ganze Pragmatie metaphorisch

⁵⁰ *Poetik* 1459a8: τὸ γὰρ εὖ μεταφέρειν τὸ τὸ ὅμοιον θεωρεῖν ἔστιν.

werde.⁵¹ Die Inkonsistenz zwischen Aufwertung und Abwertung von Metaphern in der wissenschaftlichen Metasprache bei gleichzeitigem Gebrauch von Metaphern in der theoretischen Objektsprache ist nichts Neues beim “philosophischen Volke”, im Gegenteil, sie ist eine Konstante von Platon über Hobbes bis hin zu Davidson. Aber darin liegt kein Widerspruch. Sie verweist auf einen tiefer liegenden und dramatischeren Sachverhalt, der am klarsten bei Aristoteles formuliert ist. Er besteht darin, dass die Metapherbildung zum selben Theorievermögen gehört wie die Bildung des Ganzheitsbegriffs: das Ganze wird im systematischen Sinne aus unserem theoretischen Vermögen heraus gebildet, die *Beziehung* des Ähnlichen und Gemeinsamen zu ermitteln, und nicht aus der Beschreibung eines vorgegebenen Identischen.⁵² Eine derartige Bescheidenheit bei Aristoteles scheint der modernen Forschung so gut wie völlig entgangen zu sein.

Doch bevor wir uns zu rasch in das Thema “Ähnlichkeit” verlaufen, das nach allgemeinem Konsens ihren epistemologischen Anspruch auszeichnet, drängt sich die Thematik der ‘hermeneia’ auf, die gleichsam mitten auf dem Weg der Analyse emporgewachsen ist. Sie interessiert hier freilich nicht, oder nicht primär, deswegen, weil dieses Wort im Titel der wichtigsten überlieferten sprachtheoretischen Schrift von Aristoteles vorkommt und doch immer noch nicht als endgültig geklärt gilt. Das Thema ist vielmehr deswegen von Interesse, weil die Rolle des Wortes ‘hermeneia’ als *terminus technicus* Voraussetzungen zu bergen scheint, die die Metapherthematik mit dem hier anvisierten Logos-Thema verbindet und einen neuen Aufschluss über Aristoteles’ Verständnis von Metaphern sowie über ihre Funktion im theoretischen und metatheoretischen Diskurs der Philosophie zu versprechen scheint.

Hermeneia vs. Mímēsis: Metapher und die Ähnlichkeit

Die sich unmittelbar aufdringende Frage ist nun, ob Aristoteles’ Metapheranalyse in *Poetik* und *Rhetorik* einen Aufschluss über den *locus classicus* seiner Semantik normalsprachlicher Ausdrücke in

⁵¹ Vgl. *Anal. Post.* B 13. 97b36-39: Εὐλαμβούμενον μὴ ὁμωνυμία ἐντύχη. Εἰ δὲ μὴ διαλέγεσθαι δεῖ μεταφοραῖς, δῆλον ὅτι οὐδ’ ὀρίζεσθαι οὔτε μεταφοραῖς οὔτε ὅσα λέγεται μεταφοραῖς. διαλέγεσθαι γὰρ ἀνάγκη ἔσται μεταφοραῖς.

⁵² Vgl. *Anal. Post.* B 13. 96b15-20: Χρὴ δε, ὅταν ὅλον τι πραγματεύηται τις, διελεῖν το γένος εἰς τὰ άτομα τῷ εἶδει τὰ πρῶτα (...) τὰ ἴδια πάθη θεωρεῖν διὰ τῶν κοινῶν τὰ πρῶτα.

Peri herm. geben kann, der, wie gemeinhin angenommen wird, auf vermeintlich “primitiver” grammatischer Analyse der Sprache in *Poetik* 20 und einer *Abbildtheorie* von Sprache, Denken und Realität in *Peri herm.* beruht? Die Frage impliziert, dass Aristoteles’ Behauptung, die Namen seien Abbild- und Ähnlichkeitsformen (*Rhet.* III. 1, 1404a21), von den morphologisch-syntaktisch-semantischen Sprachanalysen in *Poetik* 20–21 aus herangegangen werden können, die eindeutig nicht auf einer Abbildtheorie der Sprache beruhen. Im Gegenteil, sie gewähren eine Einsicht darein, dass alle drei Diskurse, der poetologische, der rhetorische und der satzanalytische, einen komplexeren, sprachlich immanenteren Ausgang in Syntheseakten voraussetzen, von dem aus sich die Ähnlichkeit selbst als vermeintlicher Bestandteil von Wortbedeutungen in einem anderen Licht zeigen könnte

Die philologisch-historische Frage nach der Abfassungszeit von *Poetik* und *Peri hermeneias* stellt ein besonderes Problem der Aristoteles-Forschung dar.⁵³ Doch unabhängig davon lässt sich geltend machen, dass der elementar-grammatische und stilistische Aspekt der Sprachanalyse in *Poetik* 20–21, einerseits, sowie der satzsemantische Aspekt der Sprachtheorie in *Peri herm.* 1–4, andererseits, *zusammen* eine andersartige, nämlich *semiotische* Auffassung der Sprache bei Aristoteles nahelegen.⁵⁴ Diese Perspektive erfordert, dass über die “bloß gedankliche” (noematische oder dianoetische) Seite des Zeichengehalts hinaus auch materielle (lexisbezogene) Aspekte der Zeichenform berücksichtigt werden, und zwar so, dass Aristoteles’ Theorie der sprachlichen Bedeutung (*Peri herm.* 1) auf die in der *Poetik* und *Rhetorik* angesprochenen Überlegungen zu ‘Schematen’ der *Gedankenbildung* bezogen wird.⁵⁵ Hierzu scheint es aber zusätzlich erforderlich, auch die Darlegungen in *De anima* II. 3–8 heranzuziehen, wo ein genauere Aufschluss über die Rolle der Ähnlichkeit im ‘Versprachlichungsprozess’ der Welt zu erwarten ist. Erst dieser scheint die gemeinsame systematische Grundlage der linguistischen und der semantischen Pragmatie auszumachen.

⁵³ Vgl. hierzu die ausführliche Diskussion bei Weidemann (1994), 41ff.

⁵⁴ So auch Weidemann (1994), 148, jedoch ohne weitere Begründung. Vgl. auch frühere Arbeiten des Autors zu Aristoteles’ Semantik und Sprachtheorie in Weidemann (1982) und (1991).

⁵⁵ Vgl. hierzu Lieb (1981), der im ‘semiotischen Dreieck’ von Ogden und Richards eine Neuformulierung des Zeichenmodells von Aristoteles erkennt.

Aristoteles' Position lässt sich schwerlich auf einen naiv realistischen Abbild-Begriff der Ähnlichkeit reduzieren, der bei jedem normalsprachlichen Ausdruck für das *Entsprechungsverhältnis* zwischen noematischem Gehalt und dem jeweiligen bezeichneten, externen Gegenstand maßgeblich wäre.⁵⁶ Eine solche Entsprechung, die sich aus bloßer Abbildung des jeweiligen Gegenstands durch die ihn abbildenden Vorstellungen ergeben würde, wäre dann auch die Basis für die Bildung von Metaphern, sind diese doch nichts anderes als die auf fremde Gegenstände übertragenen Abbildschemata in Form von Namen. Trotz dieses alteingesessenen und immer wieder begegnenden Vorurteils hat Aristoteles diese Konzeption nachweislich (und nicht weniger als Platon!) verworfen: beim metaphorischen Prozess handelt es sich um keinen Austausch vordergründiger Abbilder, sondern eben um eine Übertragung von Wortbegriffen – von Namen samt ihres *noematischen Gehalts* – mit dem Effekt, dass selbst mit einer Einwortmetapher etwas über den betreffenden Gegenstand ausgesagt wird, was bei "hauptsächlicher" Wortverwendung nicht geleistet wird.

Das gemeinte Ähnlichkeitskonzept lässt sich auch dann nicht in ein *mimetisches* Verhältnis ummünzen, wenn wir die Mimesis als *Darstellung* eines Gegenstands durch jeweilige Wortbedeutung anstatt als Abbildung verstehen. Die Namen wären dann allesamt, d.h. die literalen wie die metaphorischen, bloß nachahmende Lautkombinationen gemäß *angenommenen* Ähnlichkeiten über angenommene Beschaffenheiten von Gegenständen (die dazu noch immer "fließend" sind). Eine derartige Konzeption sprachlicher Darstellung hat bereits Platon im *Kratylos ad absurdum* geführt und abgewiesen: die Mimesistheorie der Kunst ergibt für eine Bedeutungstheorie der Sprache nur Lächerlichkeiten.⁵⁷ Aristoteles selbst hat für derartige Fälle besondere Namenklassen

⁵⁶ So neulich Zekl (1998), 273 (Anm. 4).

⁵⁷ Sokrates ironisiert bekanntlich seinen eigenen Mimesis-Nachweis für Namen und lässt somit die Mimesistheorie der Namengebung fallen. Vgl. *Kratylos* 423c4-6: Τοῦς τὰ πρόβατα μιμουμένους τούτους καὶ τοὺς ἀλεκτρούνας καὶ τὰ ἄλλα ζῶα ἀναγκαζοίμεθ' ἄν ὁμολογεῖν ὀνομάζειν ταῦτα ἅπερ μιμοῦνται. ("Denn wir müssten dann zwangsläufig darin übereinstimmen, dass auch diejenigen, die Schafe, Hähne und andere Tiere nachahmen, *benennen*, was sie *nachahmen*.") Kurioserweise unterbricht Sieveke (1980), der Platon in allem Ernst eine mimetische Bezeichnungstheorie zuschreibt, sein Zitat aus Platons *Kratylos* (423a) gerade vor dem Beginn der hier zitierten Aussage, wo Platon eine neue Richtung einschlägt.

in *Poetik* 20–21 vorgesehen: gekünstelte (πεποιημένα) bzw. onomatopoietische Gebilde. Es gilt daher, die oben genannte Äußerung von Aristoteles in *Rhetorik* III. 1, dass die Namen Nachahmungen seien, anders zu erklären.

Vor diesem Hintergrund zeigt sich das ansonsten nur philologisch-historisch interessante Kuriosum, dass das Wort ἑρμηνεία in der durch den Titel *Peri hermeneias* bekannt gewordenen Bedeutung an keiner anderen Stelle im Aristotelischen Opus vorkommt außer eben im Titel der genannten Schrift, in einem etwas andersartigen Licht. Es ist zwar längst erkannt worden, dass dieses Wort, obwohl vom älteren ἑρμηνεύω in der Bedeutung von *verkünden*, *deuten* (von Prophezeiungen), *dolmetschen* (zwischen fremden Sprachen) abgeleitet⁵⁸, bei Aristoteles und im allgemeinen Sprachgebrauch nicht nur und nicht primär diese “hauptsächliche” Bedeutung von *Deutung* hat, die wir heute anhand der lateinischen Übersetzung der Schrift durch ‘de interpretatione’ sowie der daran anknüpfenden Tradition annehmen. Die äußerst wenigen Stellen bei Aristoteles, an dem das Wort ἑρμηνεία vorkommt, geben Anlass zur Annahme, dass es mit dem Ausdruck διάλεκτος synonym sei, wie es *De an.* II. 8. 12ob nahelegt, und am besten mit Ausdrücken wie ‘Sprache’ oder ‘Kommunikation’ wiedergegeben werde.⁵⁹ Das ist jedoch keineswegs unmissverständlich. Einen ersten Aufschluss über diese Peripetie gibt die bekannte, vom Kommentator Ammonios stammende Bemerkung, dass Aristoteles “genauso gut” den Titel Περὶ τοῦ ἀποφαντικοῦ λόγου hätte wählen können, wobei er offensichtlich davon ausgeht, dass die beiden Titel, *Hermeneia* und *Apophantikos Logos*, äquivalent sind.⁶⁰

Doch angesichts der allgemeinen Sprachverwendung des Ausdrucks *hermeneia* hätte Ammonios seinerseits statt “genauso gut” besser und genauer sagen sollen, Aristoteles hätte den letzteren Titel, “Über den apophantischen Logos”, *zwingend* nehmen müssen. Nämlich wenn die Thematik der “nun folgenden Betrachtung”, wie

58 Vgl. Liddell-Scott-Jones, GEL, s.v.

59 Vgl. die Diskussion bei Weidemann (1994), 41 ff. Vgl. die als lexikalisch fixiert geltenden Bedeutungen der beiden Ausdrücke nach Liddell-Scott-Jones, GEL, s.v. : διάλεκτος 1. discourse, conversation, debate, discussion; 2. common language, talk; 3. speech, language; 4. the language of a country, dialect; 5. way of speaking, accent. — ἑρμηνεία 1. interpretation, explanation; 2. expression (of thoughts by words); 3. expression in Music; 4. translation.

60 Weidemann (1994), 41.

Aristoteles sich in *Peri herm.* 4. 17a6 ausdrückt, der behauptende Satz sein sollte und wenn zehn von insgesamt vierzehn Kapiteln des Büchleins gerade dieser Thematik gewidmet sind (*Peri herm.* 5–14), ist festzuhalten, dass der Terminus *hermeneia* über den Begriffsumfang der Phrase *apophantischer Logos* hinausgreift: dieser setzt den erstgenannten als den allgemeinen Begriff voraus, der seinerseits keinesfalls mit jenem zusammenfällt. Der behauptende Logos, das Hauptthema der Schrift *Peri hermeneias*, ist demnach *nur eine Weise der Hermeneia*, die in dieser Schrift “hauptsächlich” vertreten ist, aber nichtsdestotrotz nur eine Art und ein Teil davon. *Hermeneia* umfasst über den apophantischen Logos hinaus genau noch diejenigen knapp abgehandelten thematischen Bestandteile der Schrift *Peri hermeneias*, die der apophantisch-logischen Betrachtung *vorangehen* (*Peri herm.* 1–4). Es sind dies, in rückläufiger Aufzählung, nicht-apophantische (nicht-propositionale) Weisen der Satzbildung (Bitte, Befehl etc.), einfache Wortgebilde mit Bedeutung wie Substantive (Kap. 2) und Verben (Kap. 3), und schließlich bedeutungstragende Laute (Kap. 1), die die Sprachgrenze von unten an markieren. Ihre Außenseite macht die Welt der nichtsprachlichen Klänge aus, die erst in der Seelen-Schrift II. 8 thematisch wird.

Das heißt mit anderen Worten, dass der Bereich der *hermeneia* sich weit über die Schrift *Peri hermeneias* hinaus auf Bereiche erstreckt, die in verschiedenen Pragmatien systematisch behandelt werden. Sie lassen sich der Sache und dem Wortlaut nach unter dem gemeinsamen Titel *περὶ λέξεως* unterbringen. Die genannten Arten und Teile der “Sprache” (Laute, Stimmen, Silben etc., einschließlich der Sätze) beziehen sich in erster Linie auf Lexis (und mittelbar auf die *Hermeneia*). Somit ist festzuhalten, dass der Terminus *hermeneia* in Aristoteles’ philosophischem Wortgebrauch ebenso wenig nur formal-linguistisch wie semantisch-logisch oder gar primär hermeneutisch zu verstehen ist. Vielmehr zeigt er sich als so sehr an die Lexis im allgemeinen Sinne als Ausdruck gebunden, dass dessen Bestimmung als “eine Art logischer Grammatik, die die logischen Strukturen des apophantischen Logos (des Urteils) untersucht” nur sehr bedingt anzunehmen ist und ihrerseits weiterer Klärungen bedarf.⁶¹

⁶¹ Vgl. Gadamer (1974), s.v. *Hermeneutik*. Hierzu Weidemann (1994), 41 zurecht skeptisch.

Es ist nämlich nicht nur eine pleonastische und zirkuläre Begriffserklärung zu sagen, die *Hermeneia* untersuche “die logischen Strukturen des apophantischen Logos”, denn entweder fallen *hermeneia* und der apophantische Logos in *dieser* Bedeutung vollkommen zusammen oder man muss *hermeneia* metasprachlich als eine Theorie des apophantischen Logos verstehen, und nicht nur als apophantischen Logos selbst, was Ammonios’ Anmerkung nahelegt. Insofern verdeckt die hermeneutische Erklärung von *hermeneia* zweierlei Sachverhalte. Zum einen den Umstand, dass die beiden Begriffe, *hermeneia* und *apophantischer Logos*, sowohl umfangsmäßig als auch nach Abstraktionsgrad unterschiedlich, ja teilweise heterogen sind. Zum anderen, dass der apophantische Logos seinerseits nicht weniger als die “niederen” Äußerungsformen der Lexis als der nächsten höheren Gattung angehört. Erst dadurch, d.h. *mittelbar*, fällt er mit *hermeneia* im Sinne der *Hermeneia*-Schrift zusammen — nämlich im Sinne der *Verknüpfung* von *dianoia* und *lexis*, von logisch-apophantischer *Gedankenbildung* mit der ihr angemessenen *Ausdrucksform*.⁶² Der Umstand jedoch, dass die Gedankenbildung dem apophantischen Logos als einem unter den *σχήματα λέξεως* *per eminentiam* zukommt, macht zwar seinen spezifischen Unterschied gegenüber den anderen, nicht propositionalen Satzformen, wie Bitte und Befehl, aus. Er besteht bekanntlich in der Prädikationsform mit Wahrheitsanspruch. Es ist aber nur diese spezifische, dem apophantischen Logos zukommende *Weise* der *dianoia*, die seine *differentia specifica* ausmacht, und nicht die Gedankenbildung schlechthin.

Einen genaueren Aufschluss über die Sachlage in *Peri herm.* erhält man, wenn man die Verwendungsweise von *hermeneia* in der Definition der ‘allgemeinen Lexis’ aus *Poetik* 6 heranzieht. Sie lautet, wie bereits zitiert, folgendermaßen:

62 Dass Gadamer auch die Aristotelische Verwendungsweise des Terminus *hermeneia* im Sinne der späteren Tradition primär als Auslegung bzw. Untersuchung erklärt, scheint unberechtigt. Eine solche Deutung wäre nur stichhaltig, wenn man den Terminus in seiner auf den Buchtitel bezogenen Bedeutung isolieren und dann auf Aristoteles zurück übertragen würde. Denn im Titel des Büchleins ist eine Extrapolation sichtbar geworden, die nicht durch den Text selbst gerechtfertigt ist und die die *hermeneia* zu einem meta-methodischen Begriff der Theorie werden lässt. Dafür eignet sich der Ausdruck kaum, wie noch näher auszuführen ist.

λέγω δὲ (...) λέξιν εἶναι τὴν διὰ τῆς ὀνομασίας ἐρμηνείαν.⁶³

Es ist charakteristisch, dass die Wendung “durch Wortverwendung”, in der die *differentia specifica* dieser zweiten Definition der *lexis* ausgedrückt ist, als ein genereller Terminus eingesetzt, selbst aber nicht näher spezifiziert wird, etwa durch Angabe der Wortart (z. B. Namen gegenüber Verben, gewöhnliche Ausdrücke gegenüber poetischen) oder der Weise der Verwendung (z. B. Benennung von Dingen gegenüber Äußerung, Appell, Befehl). Dies wäre aber notwendig gewesen, hätte Aristoteles der *onomasia* einen spezifischen statt eines generellen Charakters verleihen wollen. Wenn nämlich gewöhnliche Bedeutungen von sprachlichen Ausdrücken — die Aristoteles in *Poetik* 20 nicht weniger als in *Peri herm.* 2 als κατὰ συνθήκην, d.h. als konventionelle Ausdrücke versteht — als “Nachahmungen” zustande kommen sollen, wie man Aristoteles' Äußerung in *Rhet.* III. 1 entnehmen zu müssen glaubt, so hätte gerade *Poetik* 1450b13 f. für Aristoteles die Stelle werden müssen, festzulegen, dass *onomasia*, als die basische sprachliche, nämlich ausdrucksbezogene Weise der *hermeneia*, *Nachahmung* sei. Erst durch diesen Zusatz wäre die Definition der *Lexis* hinreichend informativ und vollständig geworden, allerdings unter der Voraussetzung, dass Aristoteles dies hätte sagen wollen. Dass er es nicht tut, obwohl dies schon die Nähe der allgemeinen Mimesis-Theorie in *Poetik* 4 als natürlichen Ursprungs aller menschlicher Lernprozesse und Kunstfertigkeiten nahelegt, ist ein hinreichendes Indiz dafür, dass jegliche Mimesisannahme für die *Semantik* des normalen Sprachgebrauchs bei Aristoteles eine Willkür wäre. Vielmehr müssen wir davon ausgehen, dass die Mimesis-Annahme für *onómata* sich auf die oben schon zitierte *engere* Bestimmung der *lexis* in *Poetik* 6 als σύνθεσις μέτρων, d.h. als spezifisch *dichterische* *Lexis* bezieht. Gerade auf diese greift Aristoteles in dem erklärenden Zusatz zur Definition der *allgemeinen* *Lexis* (1450b14 f.) zurück um dadurch deren Allgemeinheit zu unterstreichen. Mit anderen Worten, die hieraus zwingend zu ziehende Lehre lautet, dass Namen insgesamt durch *Hermeneia* und nicht durch *Mimesis* zustandekommen.

⁶³ *Poetik* 6, 1450b13 f. Der Zusammenhang soll zuerst von W. Meier (1900) erkannt worden sein, der die Stelle mit “Übersetzung des Gedankens durch die Worte” wiedergibt. Vgl. Weidemann (1994), 43 ff., jedoch ohne weiterführende systematische Diskussion. Weitere deutsche Übersetzungen lauten: “die Fähigkeit sich in Worten auszudrücken” (Gudeman); “die Verständigung durch Worte” (Fuhrmann).

Einen weiteren Hinweis in diese Richtung enthält die zweite Stelle, an der das Wort *hermeneia* als Terminus bei Aristoteles vorkommt (*De an.*, 420b16 ff).

ἤδη γὰρ τῷ ἀναπνεομένῳ καταχρῆται ἡ φύσις ἐπὶ δύο ἔργα καθάπερ τῇ γλώττῃ ἐπὶ τε τὴν γεῦσιν καὶ τὴν διάλεκτον, ὧν ἡ μὲν γεῦσις ἀναγκαῖον, διὸ καὶ πλείοσιν ὑπάρχει, ἡ δ' ἔρμηνεία ἔνεκα τοῦ εὖ.⁶⁴

Vergleicht man diese Stelle mit der oben angeführten *Poetik*-Stelle, so entsteht der Eindruck, dass der Ausdruck *hermeneia* dort als definierender Begriff, genauer als *genus proximum* (für die Definition der *lexis*), hier aber als vergleichend-erklärender Ausdruck vorkommt, den Aristoteles plötzlich, gleichsam als rhetorisch-stilistischen Ersatz für ein anderes Wort (nämlich ‘*diálektos*’) einführt, um die Wiederholung desselben Ausdrucks zu vermeiden. Das scheint jedoch nicht der Fall zu sein, oder zumindest nicht die ganze Wahrheit.

Veranschaulichen wir uns die Aussage in Form einer Analogie, so ergeben sich folgende interessante Äquivalentien: *Kauen* : *Sprechen* ≈ *Kauen* : *Äußern*. Werden die identischen Relate (*Kauen* : *Kauen*) ausgelassen, so ergibt sich quasi mathematisch die vollständige Synonymität der übriggebliebenen Relate (*Sprechen* : *Äußern*), wobei die analogische Relation (≈) von Ausdrücken zur Identität (=) der Bedeutungen werden sollte. Nun wird zwar dieses mathematische Resultat (analog zu $a : b \approx a : c \rightarrow a = a = b = c$) durch die grammatische Struktur des Aristotelischen Satzes nahegelegt, doch semantisch-analytisch zeigen sich die beiden Ausdrücke *diálektos* und *hermeneia* nicht so weit synonymisch, dass sie wirklich austauschbar wären. An dieser Stelle ergibt sich ihre vermutete Synonymität, wenn es überhaupt eine ist, nur aus einer noch ungeklärten, aber im Kontext spürbaren allgemeinen Bedeutung des Ausdrucks ‘*diálektos*’.

64 In W. Theilers Übersetzung (ad loc.): “Die Natur verwendet die eingatmete Luft gleich zu zwei Tätigkeiten. Wie die Zunge zum *Schmecken* und zum *Sprechen*, wobei das *Schmecken* ein Notwendiges ist (deshalb kommt es sehr vielen Wesen zu), die *Sprache* aber für das Wohlsein da ist. So verwendet sie auch den Atem für die innere Wärme als ein Notwendiges ... und für die Stimme zum Wohlsein.” A. Busse (1911) übersetzt die relevanten Ausdrücke als *Kauen*, *Sprechen* und *Äußern*.

Das Wort *hermeneia*, das befremdlicherweise nirgendwo in Aristoteles' Werk als *definierter* Begriff vorkommt⁶⁵, taucht in der Anordnung des Nebensatzes genau an der Stelle auf, wo davor im Hauptsatz das Wort *dialektos* steht, ganz so als ob das erstere Wort, *hermeneia*, das letztere, *dialektos*, ersetzen würde. Doch im gegebenen Zusammenhang ergibt sich die allgemeine Bedeutung des Wortes *dialektos* im Sinne von *Sprechen* eindeutig nur aus dessen Parallelstellung zu *Kauen* (γερῶσις). Somit wird klar, dass Aristoteles den Ausdruck *dialektos* in der möglichst weiten Bedeutung einer natürlich gegebenen Fähigkeit zur lautlichen Äußerung verwendet, die sich als stimmliche Artikulation vollzieht, und dies, wie es heißt, "etwas Besseren halber" (ἕνεκα τοῦ εἶναι). *Dialektos* steht somit für diese weitere Bedeutung der *hermeneia* ein. Aufgrund dieses Verständnisses ist es dann auch kein Widerspruch, wenn er diese — scheinbar von Äußerungen in *Poetik*, *Peri herm.* und *De an.* abweichend — auch einigen Tieren als Mittel zu Lehr- und Lernprozessen zuschreibt.⁶⁶

Dementsprechend ist *hermeneia* nicht als Deutung, sondern zuallererst als Be-deuten, 'Umsetzen' von seelischen Inhalten in physische Lautzeichen zu verstehen. Folglich ist das Wort zwar nicht durch einen höheren Begriff definierbar, dafür aber durch eine Reihe von Ausdrücken (wie eben *dialektos*, *onomasia*) erklärbar und repräsentierbar, die sowohl den physiologischen (organischen) als auch den semiotischen (zeichenhaften) und semantischen (gedanklichen) Aspekt der Sache zur Geltung bringen: etwa *Artikulation durch Laute*, *Zeichenproduktion*, *Repräsentation*, *Symbolisierung*. Das entspricht der bekannten Tatsache, dass lautliche und schriftliche Zeichen für Aristoteles Symbole der noematischen Begriffsgehalte (*Peri herm.* 1) sind; ein Wort wird immer als "bedeutende Stimme" definiert. *Hermeneia* ist somit der allgemeinste Name für einen Prozess, der verschiedene symbolische Aspekte einschließt und sich deswegen durch diese (metonymisch) vertreten lässt.

Die oben dargelegte Syntax der zitierten Stelle scheint die allgemeine Überzeugung zu bestätigen, dass die beiden Wörter,

65 Vgl. Bonitz, *Index Aristotelicus*, 287 s.v.

66 Vgl. *De part. an.* II. 17, 660a35: χρῆσθαι τῆς γλώσσης πρὸς ἐρμηνείαν. Da jedoch, wie hier, die Zunge als physiologisches Organ zur Ausübung von *hermeneia* mehrfach genannt wird, scheint die '(stimmliche) Artikulation' die allgemeinste und zugleich die hauptsächliche Bedeutung des Ausdrucks *hermeneia* auszumachen.

hermeneia und *dialektos*, synonym bzw. reziprok austauschbar sind. Doch ein einfacher Test widerlegt diesen Schein. Wären sie nämlich vollkommen oder größtenteils synonym, so hätte Aristoteles statt des Titels *Περὶ ἑρμηνείας* für sein Büchlein “genauso gut” — um die Wendung des Ammonios in Anspruch zu nehmen — die alternative Wendung *Περὶ διαλέκτου* nehmen können. Das ist aber nicht nur nicht der Fall, sondern scheint unmöglich zu sein. Die besondere, und uns am meisten geläufige Bedeutung von *Hermeneia* als “logisch-grammatischer Struktur des Urteils” (Gadamer), findet sich offensichtlich nicht im Ausdruck *dialektos* repräsentiert, außer wenn man die von Philosophen und Wissenschaftlern gesprochene Sprache in ihren an Wahrheit orientierten Diskursen nicht gerade “Dialekt” nennen wollte. Vielmehr verhalten sich die beiden besonderen Ausdrücke, *dialektos* und *logos apophantikos*, in ihren speziellen Bedeutungen zueinander so, dass sie je verschiedene Teilaspekte von *hermeneia* mit je verschiedenem Begriffsumfang zur Sprache bringen. Einen Aufschluss über diesen Sachverhalt gibt Aristoteles selbst, wenn er in demselben Zusammenhang eine Erklärung für den Gebrauch des Ausdrucks *dialektos* gibt (*De an.* II, 8, 420b5 sq.):

τῶν γὰρ ἀψύχων οὐθὲν φωνεῖ, ἀλλὰ καθ’ ὁμοίότητα λέγεται φωνεῖν, οἷον αὐλὸς καὶ λύρα καὶ ὅσα ἄλλα τῶν ἀψύχων ἀπότασιν ἔχει καὶ μέλος καὶ διάλεκτον.⁶⁷

Dieser Aussage zufolge wird die Eigenschaft der Instrumente als *unbeseelter* Objekte, einen Schall oder Klang erzeugen zu können, “Stimme haben nach Ähnlichkeit” genannt. Dabei ist ersichtlich, dass “Stimme” im allgemeinen (für alle beseelten Wesen) wie im besonderen Sinne (menschliche Stimme) erfasst. Somit bezeichnet das Wort *dialektos* — das hier in einer Reihe mit *apótesis* und *mélos* steht — die befremdliche Eigenschaft der unbelebten Objekte, eine “Stimme zu haben”, bzw. “sprechen” zu können. Insofern diese Qualität weiter differenzierbar ist (etwa bei Lyra, Flöte usf.), bezieht sich die “gemäß der Ähnlichkeit” vollzogene Benennung auf das Sprachhaben als eine *realisierte*

⁶⁷ In W. Theilers Übersetzung (ad loc.): “Von dem Unbeseelten hat keines Stimme, sondern nur vergleichsweise sagt man, es habe Stimme, z.B. die Flöte, die Leier, oder was sonst von Instrumenten Tonspannung, Melodie und *Sprechklang* hat ähnlich der Stimme.” Vgl. A. Busse: “Das Unbeseelte hat keine Stimme; man legt ihm nur vergleichsweise eine solche bei und sagt, dass die Flöte oder die Leier oder andere leblose Dinge Rhythmus, Harmonie und Ausdruck haben”.

Eigenschaft, und nicht — wie es 42ob16 ff. mit der Formulierung “gleich für zwei Tätigkeiten” nahegelegt wird — auf das Sprachvermögen *als Tätigkeit*. Bezieht man nun diese speziellere Bedeutung des Ausdrucks *dialektos* in 42ob6 ff. auf die vorhin zitierte Stelle 42ob16 ff., so wird ersichtlich, dass nicht *hermeneia* das Wort *dialektos* substituiert, sondern umgekehrt, dass *dialektos* *im voraus* die Stelle von *hermeneia* einnimmt und so die allgemeine Bedeutung von *hermeneia* auf die von unbesetzten Objekten produzierten Schalle und Klänge überträgt. Das Wort *dialektos* erscheint hier als eine doppelbödige Metapher.

Dabei handelt es sich zwar vordergründig um eine Metapher im Sinne der Übertragung vom Belebten auf Unbelebtes.⁶⁸ Die Übertragung spielt sich aber auf der metasprachlichen Ebene einer wissenschaftlichen Pragmatie ab, so dass das Verhältnis zwischen den beiden Ausdrücken *dialektos* und *hermeneia*, das sich zwar in die erste Rubrik der *Poetik*-Definition (Übertragung von der Gattung auf die Spezies) hineinpferschen lässt, doch weitere ungeahnte Konsequenzen nach sich zu ziehen scheint.

Das erklärt zum einen die oben behauptete Unaustauschbarkeit der synonymischen Ausdrücke im Titel des Aristotelischen Traktats über den apophantischen Logos. Zum einen legt die schon in der Antike als ungenau empfundene, aber immer noch statthafte Verwendung von *hermeneia* im Titel des Buches (Ammonios) nahe, dass der Ausdruck sich mehr auf eine bestimmte (eben apophantische) Weise der Verknüpfung von Gedanken durch Namen zu Sätzen bezieht. Zum anderen scheint die Unverwendbarkeit des Ausdrucks *dialektos* im Titel der Schrift zu indizieren, dass er sich in der Hauptsache auf die Ausdrucksseite der Sprache (*lexis*) bezogen haben muss. Wenn *dialektos* eine bestimmte Realität bezeichnen soll (physische Erscheinungen in der Welt wie musikalische Klänge, tierische Stimmen, menschliche Sprache im allgemeinen und Mundarten im besonderen) so scheint sie immer dem *Lexis*-Aspekt der Sprache anzugehören.⁶⁹

68 Aristoteles erwähnt diesen häufigen und typischen Fall der Übertragung nur in der *Rhetorik* (vgl. etwa 1411b10, b32), und zwar als einen der besonders “lebhaften” Fälle der analogischen Metapher. Zu einem *Sonder-typ* der Metapher und *Kriterium* ihrer Definition und Klassifikation ist dieser spezielle Fall erst bei späteren “Grammatikern” und Rhetorikern wie Quintilian (*Inst. orat.* VIII 6. 9–10) geworden, was Hermogenes von Tarsus als überflüssige Bemühung der Rhetorik verwirft. Näheres hierzu im Kapitel 6.

69 Genau deswegen lässt sich die hier diskutierte Unaustauschbarkeit

Desgleichen wäre anzunehmen, dass *hermeneia* auf die Seite der *dianoia* gehöre. Und doch wird sie als eine allgemeine Fähigkeit der stimmlichen Artikulation bezeichnet, und kann nur insofern von bloßer *lexis* unterschieden werden als sie ein Vermögen zur Verknüpfung von *lexis* und *dianoia*, mithin ein Vermögen zur Bildung des Logos ist. Somit unterscheiden sich *hermeneia* und *dialektos* voneinander — und verhalten sich zueinander — wie Potenz und Wirklichkeit. Einen unauffälligen Hinweis hierzu scheint Aristoteles in seiner oben zitierten Definition der *lexis* gegeben zu haben, wenn er anführt, die allgemeine Bestimmung des Ausdrucks enthalte eine *dynamis*, die sich gleichermaßen in metrischer wie in bloßer Rede auswirke, also ein generelles Vermögen zur Bildung von Äußerungsformen, das über einzelne Sprachebenen, Sprachweisen, Genres und Diskurse hinausgreift.

Auf dieser Grundlage ergibt sich die Möglichkeit, den Ausdruck *hermeneia* nicht als eine Substitution des Ausdrucks *dialektos* zu verstehen, sondern vielmehr als einen eminenten Grenzbezug von Aristoteles' Theorie, in dem die Sprache als Theorieobjekt selbst zur Sprache kommt. Im Hermeneia-Dialektos-Verhältnis begegnen wir einem Fall des metaphorischen Sprachgebrauchs sowohl im objektsprachlichen wie auch metasprachlichen Diskurs der Episteme über Sprache als Objekt und Mittel der Theorie, in dem ein objektsprachlicher Metaphergebrauch und seine Theorie in einer eigentümlichen Weise aufeinandertreffen. Wenn also Aristoteles' Wendung "gemäß der Ähnlichkeit" — die in seinem Opus als Äquivalent für die Wendungen "gemäß Analogie" (κατὰ τὸ ἀνάλογον, κατ' ἀναλογίαν) und "gemäß der Metapher" (κατὰ μεταφοράν) vorkommt — einen bereits lexikalisierten (katachretischen) metaphorischen Gebrauch anzeigt (nämlich, *dialektos* für Klänge im Bereich der physischen Objekte und Artefakte), so wird dadurch ein anderes, unsichtbares metaphorisches Verhältnis zwischen *dialektos* und *hermeneia* aufgedeckt. Es gehört nicht zum üblichen natürlich-sprachlichen Wortgebrauch, sondern zu einem Diskurs über die Sprache, in dem "Ähnlichkeit" als epistemischer Anteil metaphorischer Aussageweise sprachlich

zwischen *dialektos* und *hermeneia* auch an der oben zitierten Definition der *lexis* in *Poetik* 6 bestätigt: sie kann unmöglich derart umformuliert werden, dass es heißt, *lexis* sei "dialektos durch Worte", weil *dialektos* offensichtlich den Gebrauch von Wörtern (*onomasia*) im allgemeinen beinhaltet und somit als eine Unterart der *lexis* einzuordnen ist. Deshalb kann *dialektos*, im Gegensatz zu *hermeneia*, keineswegs als *genus proximum* für *lexis* dienen.

erst herausgestellt vorausgesetzt werden muss und nicht als schon vorliegend vorausgesetzt wird. Da es sich bei *hermeneia* um einen extrem allgemeinen Grenzbegriff der Theorie handelt, die ihrerseits auch eine Grenzdisziplin erfasst, ist Aristoteles' metasprachlicher Hinweis ("gemäß der Ähnlichkeit") ein Indiz dafür, dass wir uns im Wirbel der theoretischen Betrachtung über einen theoretischen Sachbereich befinden, dessen Bewältigung eben "entfernte" sprachliche Mittel erfordert, statt sie auszuschließen. Damit scheint sich der Satz des Derrida zu bewähren, dass die Ränder des Denkens aus *Philosophemen* und nicht aus *Theoremen* bestünden.⁷⁰ Der Unterschied zwischen den beiden liegt darin, dass die letzteren durch die Objektsprache repräsentiert werden, während die ersteren das Wort selbst ergreifen.

Wenn dies zutrifft, wird damit ein plausibler Weg zur Klärung von Metaphern vorgezeichnet, der weit über deren im poetologischen und rhetorischen Diskurs markierten Anwendungsbereiche hinaus führt. Denn hier öffnet sich von innen her ein alternatives, implizit gebliebenes Verständnis von Metaphern gegenüber demjenigen, das sich in der *Poetik* in Form von Definition (mithin in Form eines *Theorems*) ablesen lässt. Die berühmt-berüchtigte "Übertragung von Namen" bei gleichzeitigem semantischen Austausch nach der vermeintlich geltenden Regel der Gattungsnähe — Art-Gattung, Gattung-Art, Art-Art und Gattung-Gattung, wobei das letztere nur nach Analogie möglich ist — erweist sich in Wahrheit als *hermeneia*, als immer stattfindende sprachliche "Urhandlung" in Form von Zusammenführung heterogener Inhalte unter einem Signifikanten, als immer neue *Versprachlichung* — gleichsam "Lautwerdung", "Verstimmlichung" — von Sachen und Sachverhalten. Und dies geschieht "eines höheren Zwecks halber". Es ist ein durch die Sprache hindurch, von Lauten und Stimmen über die Wörter bis hin zu Sätzen gehender Prozess, an dem sich eine tiefere Paradoxie kundtut. Nämlich, es handelt sich nicht bloß darum, dass der metaphorische Prozess einfach nur die "Unhintergebarkeit" der Sprache bzw. die unendliche Selbsterweiterung der Welt durch Sprache bestätigt (Gadamer). Umgekehrt, es geht darum, dass sie ein Erweitern ihrer Grenzen durch aktive Betätigung ihren eigenen Mittel anzeigt. Wenn sie uns als theoretisches Objekt entkommt, wird sie als Philosophem in der Theorie selbstreflexiv.

⁷⁰ Derrida (1972); auch Derrida (1987).

Die als “bloß linguistisch” verpönte Übertragungstheorie der metaphorischen Sprache bei Aristoteles muss also — damit ihre linguistische Darlegung in der *Poetik* richtig gedeutet werden kann — als ein Akt der *hermeneia* verstanden werden, in dem die Welt sozusagen aufs Neue zur Sprache gebracht wird. Damit rückt Aristoteles’ Metaphertheorie einerseits endgültig in Richtung derjenigen modernen sprachtheoretischen sowie wissenschaftstheoretischen Positionen, die Aristoteles’ Theorie als ungenügend verwerfen, dabei aber die Metaphorizität zu einer generellen und unhintergehbaren Grundstruktur von Denken und Theorie mystifizieren. Andererseits verweist Aristoteles’ Theorie — gerade durch ihre modernen Züge — zurück auf Platons Paradigmentheorie als ihren sprachtheoretischen und wissenschaftsphilosophischen Hintergrund, der ihr geschichtlich und begrifflich am nächsten steht und doch in ihr nur kritisch präsent ist.⁷¹ Dieser ideengeschichtlich befremdliche Umstand, dass die modernen Züge von Aristoteles Metaphertheorie ihre ältere Vorlage wieder aktuell machen, könnte der prinzipiellen Metapherforschung — in Kontrast zu den seit den neuerdings immer spezieller werdenden praktischen Modellforschungen in Kognitionswissenschaften — eine neue Dimension verleihen. ●

71 Ausführlichere Diskussionen hierzu in den Kapiteln 5 und 11.